Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 107 (1966)

Artikel: Der Baumeister Christian
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033613

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Baumeister Christian

Erzählung aus der Innerschweiz von
Josef von Matt

In Damians Stube beugten sich drei Hitzköpfe über einen ausgebreiteten Bauplan. Der eine mit einer Brille auf der Nase und einem Schnauz wie Distelblätter. Der andere mit einem erkalteten Stumpen zwischen den Lippen. Der dritte mit Haaren, wie ein Spatzennest. Damian zeigte mit seinem krummen, groben Finger mitten in das weit ausgebreitete Papier und sagte: «Der Eingang und die Halle, das ist Geldverschwendung.» «Die Fenster sind zu klein», schimpfte Christian und der Stumpen wackelte bei jeder Silbe, «das ist altmodisch. Die müssen doch Licht und Luft haben.» «Zum Geld hinauswerfen sind sie gross genug», meinte Lorenz und fuhr sich durch die Strubelhaare.

Die Türe ging auf. Frau Agnes trat ein, schaute auf die Rückansicht der drei Männer und sagte: «Und an das Essen denkt wieder keiner von euch. Mich nimmt nur wunder, was ihr da im Dunkeln austüfteln wollt.»

Sie hatte recht. Durch die drei Fenster hinter dem langen Tisch kam nur noch spärliches Licht. Das aber merkten die Drei nicht, achteten auch nicht auf die eben gesprochenen Worte und dass Frau Agnes mit einem Kopfschütteln hinter der Türe verschwand. Damian zerrte an seinem struppigen Schnauz und meinte: «Der Baugrund ist miserabel, das weiss jede Kuh, die dort Gras frisst. Das Haus, das ich obenan gebaut habe, das hat 20000 Franken Fundament gekostet, bevor ich überhaupt mit den Mauern anfangen konnte», ächzend legte er seine Hand an die schmerzende Hüfte, blieb aber auf seine linke Faust gestützt stehen. Christian stimmte ihm zu: «Du hast recht, Vater, im Keller brauchen sie keinen Duscheraum einzurichten, das Wasser wird von den Wänden tropfen.»

Martina kam in die Stube, drehte das Licht an und höhnte: «Bei Gott, ein schöner Anblick! Wenn jetzt nicht sofort Platz gemacht wird, und ich innert fünf Minuten auftischen kann, dann essen wir in der Küche mit den Lehrbuben und den andern. Und ihr könnt euern Hunger mit dem Papier füttern.» «Und überhaupt ein Flachdach», sagte Lorenz, «so ein Blödsinn. Nach dem ersten strengen Winter sickert das Wasser durch alle Kläcke und Spälte. Flikken, flicken und jedes Jahr flicken.» Und Christian fuhr fort: «Diese Freitreppe, breit wie vor dem Bundesgerichtshaus, da wollen die Herren dann wahrscheinlich grosse Reden an das Volk halten, am ersten August und bei Festanlässen. Der Plazi mit seinen langen Armen, wird dann die Hände in der Luft herumwirbeln und für seine nächste Wahl Punkte schinden. Wir brauchen keinen zweiten Festplatz, mit Miststöcken auf zwei Seiten und vor dem Schulhaus erst recht nicht.» Martina liess sich nicht so schnell abschütteln wie die Mutter. Sie stellte sich an die Schmalseite des Tisches, stemmte beide Fäuste auf den ausgebreiteten Plan und rief: «Schluss jetzt, meine Herren! Das Nachtessen wartet schon eine halbe Stunde. Ich lege euch die Papiere auf den Boden, dann könnt ihr auf den Knien rutschen.» Vater Damian schlug mit der Faust auf den Grundriss: «Das ist kein Schulhaus, das ist ein Palast!»

«Soll ich Euch die Suppe in die Hand schöpfen?» fragte Martina und zog an den Plänen. «Halt, halt», rief Christian, «gib Sorg, kein Riss und kein Fleck darf darauf sein. Ich muss diese wieder tadellos zurückgeben. Ich habe sie nur auf Umwegen bekommen.» Damian rutschte auf die Bank. Christian und Lorenz falteten die Papiere und diskutierten weiter. Teller wurden aufgetragen.

Die Mutter brachte die dampfende Schüssel. Sobald die Lehrbuben eintraten, verstummte das Gespräch. Lorenz suchte seine Pfeife und wollte gehen, da sagte Damian zu ihm: «Bleib da, Lorenz. Iss mit

uns. Wir wollen nachher noch genauer darüber reden. Morgen früh müssen die Pläne auf die Kanzlei zurück. He, ihr da, rutscht etwas hinunter. Agnes, bring noch einen Teller.» So kam Lorenz neben den Vater zu sitzen. Frau Agnes sprach das Tischgebet, dann senkten sich 12 Löffel in die würzig duftende Suppe.

Die ledigen Maurer und Handlanger und der alte verwitwete Kobi bekamen in Damians Haus Kost und Logis. Wenn sie auch die Woche über meist auswärts auf den verschiedenen Baustellen assen, am Sonntag waren sie alle in der grossen Stube am Tisch.

Das war schon früher immer so gewesen, zur Zeit, da der Gründer des Baugeschäftes, der alte Damian, Meister war. In dieser Bauernstube, mit eingelegtem Buffet und grünem Kachelofen, am gleichen Tisch, dessen Blatt immer wieder um zwei Plätze verlängert wurde, sass der Meister obenan bei seiner Familie und den Leuten seines Betriebes, die nicht einen eigenen Hausstand hatten. Hier lernten die Jungen von den Kenntnissen der Erfahrenen. Da wurden Berichte abgegeben, Aufträge erteilt, den Lehrbuben Lebensart beigebracht und Berufsstolz eingepflanzt und alles besprochen, was bei den Arbeiten krumm oder gerade gegangen war.

Damian zeigte mit seinen krummen Fingern auf den Plan.

Der alte Damian lag nun schon über dreissig Jahre auf dem Friedhof, seine gute Frau war ihm in die Ewigkeit vorausgegangen. Nun war der Sohn schon weit über die Mitte des Lebens hinausgerückt, führte das Geschäft nach alten guten Grundsätzen und mit neuen Methoden und Maschinen weiter, klagte über seine Schmerzen in den Hüften und Beinen, war aber immer noch stark genug, die Zügel fest in der Hand zu halten. Sein Weitblick und seine Berufskenntnisse haben ihm ein ansehnliches Vermögen und einen guten Ruf eingebracht. Er plante und regierte nach eigenen Entschlüssen, ohne viel auf das Gerede der Leute zu achten und mit harter Autorität.

Die zwei ältesten Söhne haben die strenge Hand des Vaters nicht lange geduldet. Sie sind zur Ausbildung nach Übersee gefahren und seitdem dort geblieben. Manche Träne hat ihnen Frau Agnes nachgeweint und viele Briefe geschrieben. Martina konnte diesen traurigen Abschied von den beiden geliebten Brüdern nicht vergessen und trug heute noch einen geheimen Groll gegen den Vater in sich herum.

Das Leben ging auch so ruhig und in stetigem Aufstieg weiter. Christian, der jüngste Sohn, zog nach seiner Lehrzeit und einigen Jahren strenger Arbeit in die Schule zur weiteren Ausbildung, kam mit einem weissen Übergewand und kuriosen Zeichnungsgeräten zurück. Seither nahm er immer mehr die Gangart und die kurze, herbe Sprechweise seines Vaters an. Jedoch gelang es ihm nicht immer, seinen jungen Übermut und seine überbordende Phantasie zu zügeln. Er war bei den Arbeitern beliebt, und auch die Bauherren schätzten ihn, weil er ein gegebenes Wort wie einen geschriebenen Vertrag einhielt.

Und dann werden dem Christian die Ohren gewaschen.

Das Nachtessen verlief nicht so gemütlich, wie es sonst an Sonntagen üblich war.

Lorenz berichtete von einem Alpstall, der diese Woche noch unter Dach kommen sollte. Die Mutter hatte die Wäsche im Kopf und werweissete um das Wetter. Das Lachen und Schwatzen der Lehrbuben vermochte Martinas düstere Miene nicht aufzuhellen. Kein Jass wurde in Vorschlag gebracht, keine Stumpen und Zigaretten angeboten. Vater Damian rutschte ungeduldig auf seiner Bank hin und her, griff sich dann und wann an die schmerzende Hüfte und versuchte sein Bein in eine bessere Lage zu bringen. Die zwei jungen Maurer und die drei Handlanger planten einen Besuch im «Sternen» und verabschiedeten sich mit einem knurrigen «Gute Nacht.»

«Du solltest dich ins Bett legen, Vater», riet Frau Agnes beim Abräumen, «so wie du heute wieder Schmerzen hast.» «Wer hat Schmerzen?» gab Damian zurück, «habe ich ein Wort von Schmerzen gesagt?» «Nein, nein, das sagst du ja nie», meinte seine Frau, «und wenn sie dich wie mit Messern plagen. Ruhe und Wärme und Überschläge würden gut tun. Sonst, oh je, das wird eine unglückliche Nacht.» Mit verbissenen Zähnen stand Damian von seinem Kissen auf, ging zum Büffet hinüber, suchte seine Pfeife und frug: «Wo sind die Pläne hingekommen?» Martina kam mit einem Becken und dem Waschlappen aus der Küche und sagte: «Zuerst muss wohl der Tisch sauber sein, wenn schon kein Fleckchen an diese geheimnisvollen Papiere kommen soll. Ich gebe sie erst dann, wenn der Tisch trocken und spiegelblank ist.»

«Der Plazi wird seinen Kopf durchsetzen wollen und auch durchsetzen können», begann der Vater, «so wie ich die Leute in unserer Gemeinde kenne, werden sie ihm zustimmen. Sie fürchten ihn. Er ist rachsüchtig und gewalttätig. Und jetzt hat er noch alle Macht. Ich denke mir, es hat keinen Sinn, ihn direkt anzugreifen. Er ist jetzt einmal auf diesen Architekten eingeschworen, vielleicht haben sie sich vereinbart, sodass für den Plazi etwas abfällt. Man kann vielleicht mit andern Mitgliedern der Baukommission reden. Abtasten, ob ein Versuch gewagt werden kann. Wir aber müssen darauf achten, dass wir den Hauptanteil an den Bauarbeiten bekommen. Es hat keinen Zweck die Kommission zu verärgern, doch nichts ändern und dann nicht bauen zu können.»

Christian kaute während den Worten seines Vaters an seinem Stumpen, trommelte nervös mit den Fingern auf dem Tischblatt und sprühte Feuer aus den Augen. Er konnte kaum erwarten, bis der Vater mit reden aufhörte. Aber Lorenz kam ihm zuvor: «Das sieht ja ein Schneider auf den ersten Blick, dass das ein Flickwerk und kein Schulhaus ist. Sieben verschiedene Ideen sind da zusammengeschachtelt und Grössenwahn und Geltungssucht sind Götti und Gotte.»

«Warum muss das neue Schulhaus auf diesen Pluderboden gebaut werden?» fragte Christian, «warum nicht im Enzibachleh? Dort ist guter Grund, topfeben wie ein Kuchenteller, nahe bei der Kirche und an guten Wegen.» Mit dem Handrücken seine Schnäuze streichend gab Damian zur Antwort: «Das kann ich dir sagen. Das weiss ich genau. Weil der Marti vom Enzibachleh mit dem Präsidenten der Schulhausbaukommission, mit dem Plazi, Streit hat. Dem Plazi verkauft er keinen Meter ab seinem Land, mich nimmt nur wunder, ob er mir ein Stück verkaufen würde.» Der Vater schaute zum Fenster hinaus, zu den beiden erhitzten Köpfen hinüber, rutschte bis ans Ende der Bank und stand stöhnend auf. «Christian, geh ans Telefon und frag ob der Marti daheim sei, ich möchte mit ihm reden und komme gleich.»

Ohne auf den Bericht zu warten, suchte Damian seine Siebensachen zusammen, nahm den Hut und ging auf die Türe zu. Seine Frau hielt ihn auf, redete ihm zu, es gehe ein kalter Luft, er solle doch jetzt Ruhe geben und ins Bett liegen. Er strich ihr freundlich über die ergrauten Haare und sagte dazu: «Agnes, du verstehst nichts von der Politik. In drei Wochen ist die Gemeindeversammlung. Man muss zur rechten Zeit Feuer anmachen, wenn man gut essen will.» Dann ging er hinaus, nahm die Haustüre hinter sich zu, schritt gekrümmt die lange Stiege hinunter, dann richtete er sich auf, stapfte zur Strasse hinüber. Dort such-

te er in allen Taschen nach seiner Pfeife und ging wie eh und je, ohne Hinken im gewohnten, weitausholenden Schritt auf das Dorf zu.

Wenn Damian zuhause geblieben wäre, dann hätte er zuhören können, wie viel seine kluge Frau von Politik versteht. Sie hat dem Christian die Ohren gewaschen und dem Lorenz alle Mücken aus dem Kopf fortgeblasen ohne ein lautes Wort. Sie sagte: «Wenn der Plazi nun einmal der Mächtige ist und so viele Anhänger hat, dann lohnt es sich nicht Revolution zu machen. Wer sich selber schaden will, der kann sich mit einem Küchenmesser in den Finger schneiden, dann hat er sein Pflaster und muss sich nicht noch vor allen Leuten blamieren.»

Die Kelchgläser leuchteten im Scheine der Lampe.

«Wer auf Sand baut . . .»

Im Haus am Dorfbrunnen war vier Fenster breit Licht. Hinter diesen matt beleuchteten und verhängten Scheiben lagen auch die gleichen Pläne auf dem Tisch, beugte sich auch ein Kopf über die Zeichnungen des Schulhausarchitekten, ein runder Kopf mit gutgepolsterten Backen, mit buschigen dunklen Augenbrauen und einer Stirne, die erst am Hinterkopf unter Haaren verschwand. Dieser Mann, im guten Sonntagsstaat, prüfte die Pläne millimetergenau, machte Notizen, rechnete nach, schaute nachdenklich zur Wanduhr hinüber, verglich die Zeit mit seiner goldenen Armbanduhr und versenkte sich wieder in sein Studium.

Dann und wann hob er den Kopf, redete laute und erhabene Worte in die leere Stube hinein, ging einige Schritte gestikulierend über den schimmernden Boden und kehrte wieder an den Tisch zurück. Sein glattrasiertes Gesicht glänzte wie ein Ankenballen. Wenn er sich aufrichtete und seine Hände weit ausladend emporhob, als wollte er die halbe Welt umfassen, dann funkelten seine Augen. Das war Plazi, in seiner bekannten, überwältigenden Rednerstellung, der Dorfmagnat, der Ratsherr, der mit seiner Stimme dröhnen konnte wie ein Donnerwetter, mit seinem Finger einen Gegner an die Wand heften und dann wieder den gütigen, besorgten, opferfreudigen Volksfreund spielen konnte. Plazi, der sein schönes Heimwesen in Pacht gegeben hatte und im Käshandel mehr verdiente als drei Grossbauern.

Seine Frau kam in die Stube, wohlgekleidet, mit blitzendem Ring und goldenem Halsband und hinter ihr drei Männer. Sie hatten ihn reden gehört und darum im Hausgang gewartet. — Kräftig bot Plazi ihnen die Hand, befahl einen guten Wein zu bringen, räumte den Tisch ab. Kelchgläser leuchteten und schimmerten im Schein der Lampe, heller, duftender Weisswein sprudelte in die Gläser und schon im Stehen wurde feierlich und freundschaftlich angestossen. Dann wurden sie zu Tisch geladen. Die Hausfrau brachte Salzbretzeli und Knusperdinge in bemalten Porzellantellern, bot jedem ihren netten Gruss an und setzte sich in den Polsterstuhl beim Ofen nieder, wo sie im Halbdunkel in vorteilhafter Pose gesehen werden und dem Männergespräch zuhören konnte.

«Der Zimmermann kommt noch und der Schlosser», sagte Plazi so nebenbei, «sie haben sich wahrscheinlich etwas verspätet. Ich habe mir erlaubt, euch zu mir einzuladen, um die Pläne für das neue Schulhaus, die endgültigen, bereinigten Pläne, mit euch Fachleuten näher zu besprechen, bevor sie morgen in der Gemeindekanzlei ausgehängt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.» Der Schreiner, der Maler und der Gipser nickten hochgeehrt, tranken ein kleines Schlücklein aus den zerbrechlichen Gläsern und schauten wieder zum Plazi hin, wie seinerzeit zum Lehrer.

Die angekündigten Gäste kamen herein und sogleich auch zwei neue Gläser mit fraulichem Nicken und männlichem Freundeswort. Bald darnach wurden Plazis Worte bestimmter, offizieller: «Der Bau ist grosszügig konzipiert und genial aufgegliedert.» Solche Begriffe waren dem Plazi geläufig. Wenn sie auch nicht immer verständlich waren und er die Fremdwörter verwechselte, glaubte er doch auf diese Art bei den einfachen Handwerkern einen guten Eindruck zu machen.

Wie ein berühmter Architekt erklärte Plazi alle Vorzüge. Vom Luftschutzkeller bis zu den verblendeten Dachtraufen, vom Bastelraum bis zum Schüttstein der Abwartswohnung, wusste er über jede Einzelheit Bescheid. Er zeigte Grund- und Aufrisse und fragte immer wieder um die Meinung der Fachmänner, liess ihnen aber keine Zeit, die Zeichnungen genau zu betrachten, oder einen Gedanken zu äussern. — «Schliesslich kann ein Architekt nur die Idee interpretieren. Ob der Bau gelingt, das ist und bleibt in die Hand von euch Fachleuten gelegt.»

Solche Worte klangen wie Musik in den Ohren der Gäste und der kühle Wein erquickte Kehle und Seele. Auf einen Wink des Hausherrn, faltete seine Frau die Pläne sorgfältig zusammen, trug sie ins Büro hinüber und da sie zurückkam, war das Thema gewechselt, wurde vom letzten Autounfall, von Mondfahrern und von Fernseh-Sendungen gesprochen. Die Stimmung wurde immer gehobener, die Reden lauter. Der Maler, der Zeit seines Lebens mit dem Mundwerk mehr erreicht hat als mit seinen Pinseln, kam ins Rühmen und Bewundern. Gegen Mitternacht erklärte er den Plazi als einzig befähigten Kandidaten in den Regierungsrat und beim Abschied sagte er zur müden Hausfrau in vollem Ernst: «Frau Landammann».

Unterdessen sass Damian beim Bauern im Enzibachleh, schmiedete Pläne, marktete um den Bodenpreis, schimpfte über die ungeheuere Schuldenlast, die durch den grössenwahnsinnigen Schulbau auf der Gemeinde lasten werde. — «Zweihunderttausend Franken kann man einsparen, wenn ein vernünftiger Bau aufgerichtet wird in deiner Matte», sagte er laut und nachdrücklich, «wenn man nur an das Fundament denkt und an die witzligen Dummheiten, die sonst noch in dem Projekt stecken.»

Damian rechnete dem hartgesottenen Bauern am Tisch bei Franken und Rappen nach, was er selbst an Steuern einspare, wenn er sich bereit erkläre, ein Stück von seinem Land für das Schulhaus herzugeben.

Zu gleicher Zeit sass Christian mit Kollegen vom Baufach in einem Restaurant am See in einer behaglichen Ecke. Sie trafen sich dann und wann an einem Sonntagabend in diesem gutgeführten und modern ausgestatteten Gasthof, um über Berufsfragen zu sprechen und Erfahrungen auszutauschen. Der eine fuhr mit dem Motorboot zu, andere mit ihren Autos. Jedesmal kamen an diesem Tisch neue Projekte und Aussichten zur Sprache, aus den Gegenden rings um den See. Zwei junge Männer hatten ihre Frauen mitgenommen, die sich während der Fachsimpelei langweilten und lieber von Kleidern und Filmen sprachen. Überhaupt war die Zusammenkunft diesmal etwas anders geartet, weil ein bildhübsches Fräulein anwesend war. Sie war eben von Paris zurückgekommen und wohnte vorübergehend bei den jungen Eheleuten, die zu oberst in der Fensternische sassen.

Christian konnte diese Luzia in bester Beleuchtung bewundern. Die schlichte Eleganz und die aparte Farbe ihres Kleides, den diskreten Schmuck, die Anmut ihrer

Die neue Luftseilbahn Dallenwil—Niederrickenbach mit 25 Personen und die luftige Viererkabine der alten Drahtseilbahn
(Foto J. Brühwiler)

Bewegungen und die feingeschnittenen Züge ihres Gesichtes. So viel Schönheit auf einmal machte ihn etwas verlegen. Er war sonst im Umgang mit Mädchen keineswegs schüchtern. An diesem Abend aber wurden seine Blicke immer wieder von diesen dunkeln, hintergründigen Augen und den hochgeschwungenen Brauen angezogen.

Sie erzählte von der grossen Weltstadt, dem tollen Verkehr in Paris, von Theatern und Ausstellungen und zog das Interesse der ganzen Tafelrunde auf sich. Sie habe dort in einem Liegenschafts-Handelshaus gearbeitet. Sie schwärmte für moderne Musik, erzählte von neuen Tänzen und Negerfürsten, von eleganten Frauen und Spezialitäten der französischen Küche. Ein munteres Geplauder, das in der halben Weltgeschichte umher tanzte. Christian achtete nicht so sehr auf ihre Worte, vielmehr darauf, wie sie sprach, rauchte und das Sprechen mit eleganten Bewegungen ihrer feingliederigen Hände begleitete.

Nun habe sie genug von grossen Städten, erklärte sie. Sie möchte wieder einmal in einem Dorf leben. Sie habe die ganze Zeit in Paris Heimweh nach ihrem Dorf empfunden. Ein Dorf in der Nähe einer Stadt, für Theater und Konzerte leicht erreichbar, das sei jetzt ihr Ideal.

Die Frauen aus der Stadt wehrten sich dagegen, lobten und rühmten die städtischen Annehmlichkeiten und die Gesellschaft und so kamen die Männer zum Schluss doch noch zu ihren Gesprächen über Baufragen, weil die drei weiblichen Wesen näher zusammenrückten.

Von einer guten Predigt und wie sie befolgt wird.

In den Wochen bis zur Gemeindeversammlung wurde in allen Wirtschaften und Stuben viel diskutiert. Bis spät in die Nacht standen Gruppen von Heimkehrern auf der Strasse redeten und steckten die Köpfe zusammen. Die einen begeistert vom

prachtvollen Bau, andere, die vorsichtig erwägend, den Entscheid verschieben wollten. Und eine kleine Zahl, die für ein vollständig neues Projekt auf einem andern Platz eintraten.

«Wenn sich die Leute in drei Gruppen aufspalten», sagte Damian, «dann schwingt der Plazi sicher obenauf, dann wird dieser Grosshausbau errichtet, und wir können Steuern zahlen bis uns das Liegen weh tut.» Er konnte dabei seine erhobene Faust nicht auf den Tisch sausen lassen, denn er lag im Bett. Und wie das Liegen weh tun kann, das erlebte er seit Tagen jede Stunde und Minute. Sein Leiden, abwechslungsweise als Ischias, Rheumatismus oder Hüftgelenkentzündung behandelt, hatte sich radikal verschlimmert. Der Arzt hat ihn für Wochen ins Bett verbannt. Dort lag er nun, mit Geschäftsbüchern, Arbeitsrapporten und Briefen auf der Decke, stöhnte bei jeder Bewegung, rief, wenn ihm der Tabak ausging, das Bleistift auf den Boden fiel, ein Schriftstück fehlte nach seiner Frau, nach Martina oder Christian und dachte nicht daran, dass sein Sohn vierzehn Kilometer weit fort am Strassenbau beschäftigt war.

Und doch, die Tage vergingen auch so und die Wochen. An einem himmelblauen Morgen läuteten die Glocken besonders feierlich zum Gottesdienst und riefen die Leute zusammen aus den Häusern des Dorfes, aus den Heimwesen im Talgrund und jene ab den Bergen und Hängen. Im Hauptgottesdienst waren die Männer weitaus in der Überzahl, der Mittelgang bis zu den vorderen Bänken angefüllt. Nachher sollte die Gemeindeversammlung im grossen Sternensaal stattfinden.

Der Pfarrer bestieg mit besorgter Miene die Kanzel, schaute über die vielen Köpfe hin und begann mit dem Zitat aus Bruder Klausens Brief an Bern: «Fried ist allweg in Gott. Unfried aber zerstört. Darum sollt Ihr schauen, dass Ihr auf Fried abstellet.» Dann redete er zuerst den Frauen ins Gewissen, sie mögen im Haus Frieden halten, Eifersucht und Zank verbannen und den Nachbarn zu Diensten sein. Später dann mutete er ihnen zu, sie können auch manchen öffentlichen Streit vermeiden, wenn sie den Männern gut zureden, statt sie gegen andere aufzuhetzen. So kam er sachte zu seinem Wort an die Mannen. Unfriede verschlingt nicht nur die Herzensruhe und die Gesundheit, er frisst auch das Geld und den Besitz. Wenn ein Werk auch Unsummen kosten mag, aber im Frieden aufgebaut werden, dann sind die Lasten schneller abgetragen, als wenn ein kleinerer Schuldenberg Hass und Unfrieden in die Dorfgemeinschaft bringt. Und was man für die nachkommenden Geschlechter unternehmen will, für die aufwachsende Jugend, das soll erst recht im Frieden geschehen, damit ihr nicht der Fluch des Unfriedens aufgeladen wird und diese seelische Last sie knechtet.

Da und dort im Kirchenschiff sah der Pfarrer düstere, abweisende Mienen. Viele Köpfe auf der Männerseite wendeten sich mit sichtbarer Zufriedenheit zu. Ja, er erkannte solche, die mit unverhohlener Schadenfreude zuhörten und gerne mit klatschen und bravo geantwortet hätten. Diese machten ihm wenig Freude. So wollte er seine Predigt nicht aufgefasst wissen. Mit bekümmertem Herzen ging er in den Chor zurück und trat an den Altar, um Gott im heiligen Opfer um den Frieden anzuflehen.

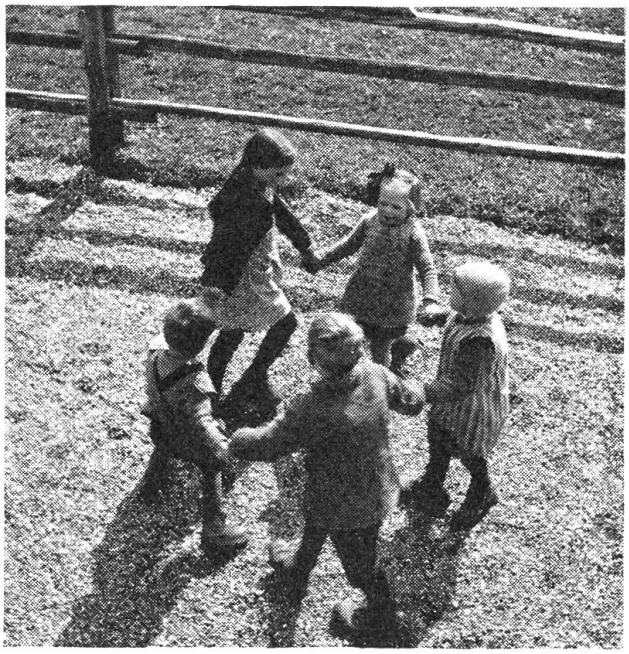
In den Gruppen vor dem Kirchenportal wurde die ernste Predigt auf mancherlei Art ausgelegt. Die heimeilenden Frauen konnten manchen Spruch erhaschen: «Denen hat er's gegeben.» «Recht hat er! Mit Streiten ist kein gutes Fortkommen.» — «Wenn er den Bruder Klaus zurückholen könnte, heute nähme ihn der Pfarrer in den Sternen mit.» «Jetzt hat der Plazi unseren Pfarrer auch noch in seinen Sack gesteckt.»

Im Sternensaal waren die Tische und Stühle weggeräumt, so viele Leute wurden erwartet. Nur für die Herren Räte und die Mitglieder der Baukommission war ein langer Tisch und eine Reihe Sitze aufgestellt. An der Seitenwand hingen die Pläne für das neue Schulhaus und an der Rückwand des Podiums die Schweizerfahne.

Plazi stellte sich in voller Grösse mitten vor das weisse Kreuz im roten Feld, eine

dicke Aktenmappe unter dem Arm, schaute mit einem Feldherrenblick über die Köpfe hin, die, von den Nachdrängenden gestossen, immer näher auf den Ratstisch zukamen. In der vordersten Reihe stand Lorenz, mit einem Gesicht, als ob er ein Butztrank zum Frühstück eingenommen hätte.

Mit harten Faustschlägen auf den Tisch, verlangte der Präsident Ruhe und eröffnete die Versammlung. Ein grosses und wichtiges Werk werde heute beschlossen. Er möchte alle Mannen bitten, was sie dazu zu sagen haben, in Ruhe und in besonnener Art vorzubringen. Alle hätten jetzt wochenlang Gelegenheit gehabt, die Baupläne zu besichtigen und zu studieren. — Die Meinungen seien jetzt gebildet, er wolle vorläufig weitere Erklärungen unterlassen, weil ja in den Vorversammlungen in den Parteien lange und gründlich davon gesprochen worden sei. Nur mit wenigen Worten wolle er das notwendige und so wichtige Werk eines neuen Schulhauses in empfehlendem Sinne vorstellen.



Ringelreihen

(Foto L. von Matt)

Dann wechselte Plazi langsam in die vaterländische Tonart hinüber. Appellierte an den Geist der Vorfahren. Unterstützte seine Worte mit weitausholenden Gesten. Die finsteren Gesichter in den vorderen Reihen stachelten ihn auf. Er begann lauter und heiserer zu reden, verstieg sich in Beschwörungen und rief in den Saal: «Wer heute gegen ein neues Schulhaus stimmt, der ist ein Feind der Jugend!»

«Das ist nicht wahr!» unterbrach ihn Lorenz. Und viele Stimmen wurden laut: «Du lügst! Du lügst sag ich.» «Das ist übertrieben!» «Ruhe! Ruhe!» «Laßt ihn ausreden!»

Etwas bleicher wurde Plazis rundes Gesicht, aber sein Blick blieb fest. Wegen ein paar Zurufen liess er sich nicht aus dem Konzept bringen. Geschickt begann er vom alten Schulhaus zu reden. «Ihr wisst, wie es aussieht, alt und verfallen. Seit zehn Jahren hat man von einem neuen geredet, hat kein Dach recht geflickt, keinen Boden gelegt, die Känel rinnen, die Stiegen sind ausgelaufen, schon zweimal haben wir einen Buben mit gebrochenem Bein heimtragen müssen. Vom Gestank wollen wir nicht reden und von den niedrigen und viel zu kleinen Zimmern.» Das alte Schulhaus wurde nach seiner Beschreibung immer jämmerlicher, fast gar ein Schutthaufen. Lorenz konnte sich nicht länger beherrschen, er schrie: «Wir wollen ein neues Schulhaus, aber nicht deinen Palast!» Und wieder kamen einige Rufe hintennach.

Nun beugte sich Plazi über den Tisch, mit seinem gütigsten Lächeln, mit der Miene höchster Befriedigung und sagte: «So ist es recht. Also in diesem Punkt sind wir uns alle einig. Ein neues Schulhaus muss errichtet werden. Darüber besteht hier im Saal nun kein Zweifel mehr. Aber, meine lieben Mitbürger, so hat man schon vor zehn Jahren gesprochen. Und was ist geschehen. Nichts! Nichts ist zustande gekommen, zehn lange Jahre, ein Plan auf dem Papier. Schaut an die Wand, das ist alles, was bis jetzt geworden ist. Und wenn wir heute wieder nach neuen Plänen Ausschau halten, dann geschieht wiederum nichts. Wollt Ihr wieder zehn Jahre diskutieren, dann müsst Ihr zuerst einige zehntausend Franken in den alten Kasten hineinstecken, damit Eure Kinder in der Schu-

le nicht verunglücken und umkommen.» — Er war nicht so leicht umzubringen, der Plazi. Gegen Schluss seiner Rede sass er wieder so sicher im Sattel wie ein Dragoner. Und darnach dauerte es einige Zeit, bis der erste Gegner das Wort ergriff.

Mit seiner hohen, dünnen Stimme, konnte der kleine Robert nicht alle Ohren erreichen, die noch von der gewaltigen Stimme des Präsidenten erfüllt waren. Er sprach auch zu lange und ohne zündende Argumente. Dann sprach ein Befürworter vom Ratstisch aus. Wiederholte bereits Gesagtes und wirkte langweilig und ermüdend. Ohne Tranksame und Labung wurden die Bürger unruhig und vom Stehen unwillig. Lorenz konnte kaum mehr warten, bis dieser Schwätzer zu Ende kam, dann meldete er sich zum Wort. Er hielt seine guten Trümpfe auf einem Zettel geschrieben in der Hand, war aber so zornig und aufgeregt, dass er seine Sätze nicht mehr richtig zu Ende brachte. Er verwechselte Sonn- und Schattenseite, Ost und West und vergass am Schluss einen formellen Gegenantrag zu stellen.

Wiederum meldete sich ein Befürworter und lobte das ausgestellte Projekt, rühmte die Mühe und die Arbeit, die der Herr Präsident und seine Kommissionsmitglieder bis zum glücklichen Wurf dieses prächtigen Baues aufgewendet hätten. Christian hörte ihm nicht mehr zu. Ihm war der Kragen zu eng. Er hätte so gerne den Lorenz unterstützt und herausgewetzt. Aber er dachte wieder an die Worte des Vaters, der ihm so dringend abgeraten hat, sich einzumischen. Ein Zwischenruf drang durch: «Warum müssen wir einen solchen Palast bauen? Ich kann es Euch sagen! Weil der Plazi, der Präsident daran verdienen will!» Plazi erhob sogleich die Hand, musste sie aber lange in der Luft behalten, bis die Protestrufe und die vielen Stimmen verhallt waren.

Dann meldete sich Christian laut und vornehmlich und begann sogleich mit reden: «Das ist nicht wahr, was da vorhin dem Präsidenten in die Schuhe geschoben wurde, das lässt sich mindestens nicht beweisen und gehört also nicht in eine würdige Gemeindeversammlung. Aber das projektierte Schulhaus ist für uns zu kostspielig, das ist wahr.» Dann führte er aus, wie er zuhause und mit erfahrenen Fachleuten genaue Berechnungen angestellt hätte. Wenn man auf dem vorgesehenen Baugrund das Projekt aufführen wolle, dann werde es bestimmt so hoch, oder noch teurer zu stehen kommen. Dann sagte er mit erhobener Hand: «Aber, meine lieben Mitbürger, ich mache mich anheischig auf einem anderen Platz auf einem besser gelegenen Platz ein Schulhaus mit gleich viel Räumen und gleich grossen Räumen aufzurichten, und das 200000 Franken billiger. Und wenn Ihr auch wissen wollt wo, so kann ich das auch gleich sagen. In der ebenen Matte vom Enzibachleh!»

Das war ein Schuss ins Schwarze. Während dem folgenden Tumult zeigte Plazis Gesicht unverschleierte Ratlosigkeit. Bis aber im Saal die Ruhe zurückgekehrt war, hatte er sich schon wieder gefasst und begann seine Hände reibend zu reden: «Meine lieben Mitbürger! Wir haben heute und hier nicht zu wählen zwischen dem projektierten Bau und einem Luftschloss im Enzibachleh, sondern über Annahme oder Verwerfung des vorgeschlagenen Schulhauses. Das heisst also, wir bekommen ein neues oder gar keines. Der junge und hoffnungsvolle Sohn des vielbekannten und geschätzten Damian, kann wohl Versprechungen machen. Aber bis jetzt ist sein Geldsack nicht so dick gepolstert, dass er sie auch halten kann. Ich weiss aus Erfahrung, was solche Offerten wert sind. Am Schluss kommt der Unternehmer mit dem Hut in der Hand daher und jammert, er müsse mehr haben. Er habe sich verrechnet.» — Dann schüttelte Plazi noch weitere Mitleidsergüsse über den Christian aus, warnte die Bürger sich nicht von unreifen Phantastereien verleiten zu lassen und redete schliesslich so lange und so beharrlich weiter, bis den Mannen der Hunger knurrte und die Beine schmerzten, und bis immer mehr lautere Rufe die Abstimmung verlangten.

Plazi hämmerte wieder auf den Tisch, fragte noch einmal an, ob sich jemand zum

Wort melden wolle und brachte alsogleich sein Projekt zur Abstimmung. Die Befürworter waren in einer deutlichen, aber nicht überwätigender Überzahl. Die Gegner konnten ihr Resultat mit allem Jauchzen nicht verbessern.

Das Wort des Sieges und des Dankes musste Plazi zum grössten Teil an die Rükken seiner getreuen Stimmbürger richten, denn alle wendeten sich dem Ausgang zu.

Die Sonne schien zu allen Fenstern der Kammer hinein. Der Vater lag unter dikken Decken auf hochaufgetürmten Kissen. Schweiss rann ihm über das Gesicht in den struppigen Schnauz hinein, aus dem die krumme Pfeife hervorragte. Bevor der Sohn nur zwei Schritte auf das Bett zu machen konnte, sagte ihm Damian ärgerlich? «Hast mir nicht gehorcht! Hast dein Maul nicht halten können! Und was hab

«Nichts da», räsonierte der Kranke, «jetzt will ich zuerst wissen, wie sich die Leute benommen haben.

Bis zu den Ohren im Wasser auf Horchposten.

Auf dem Heimweg vom Sternen klopfte der Schmied dem Christian auf die Schulter und sagte: «Hast dich gar nicht schlecht geschlagen, Christian. Ich habe zum Benzen-Toni gesagt: «Wenn dem Damian seine Italienerarbeiter Stimmrecht hätten, dann wäre der Christian mit seinem Antrag durchgekommen. Das Mehr für den Plazi war gar nicht so gross.» Er bot ihm einen Stumpen an, hielt ihm ein brennendes Streichholz vor die Nase und rühmte Christians Rede. Dieser sagte kein Wort. Er hatte den Schmied wohl gesehen, wie er dem Plazi gestimmt und zugerufen hat. Ihm war jetzt nicht ums Reden. Er wollte eilig heim und dem Vater berichten, und dabei war ihm gar nicht so recht wohl.

ich gesagt, der Plazi hat doch obenauf geschwungen. Jetzt haben wir den Dreck!» «Woher weisst du das, Vater», fragte der Junge. Damian deutete mit dem Daumen auf das offene Fenster. «Hab's von der Strasse gehört. Hast dich und mich blamiert. Gib mir ein Zündhölzli.» Während die Rauchwolken aus der Pfeife und aus den Schnauzhaaren aufstiegen, sagte Christian: «Warum bist du auch so dick eingebettet, bei dem warmen Wetter. Das ist doch nicht zum Aushalten.» Ärgerlich gab der Vater zurück: «Die Mutter will's so haben. Ich soll die Schmerzen ausschwitzen. Blödsinn, die werden nur ärger, und das Blut hämmert im Kopf. Aber sag jetzt, wie es gegangen ist, aber genau, jedes Wort.»

Den Stuhl ans Bett ziehend, begann Christian Bericht zu geben. Die Mutter

kam und hörte zu. Martina trat herein und sagte, das Mittagessen sei schon ganz verdorrt. «Nichts da», räsonnierte der Kranke, «jetzt will ich zuerst wissen, wie sich die Leute benommen haben. Stell du deine Pfannen in den Hühnerhof!»

In der Stube schwatzten und lachten die Lehrbuben. Die Arbeiter trampten durch den Hausgang in die Stube hinein. Mutter und Tochter verschwanden. Der Sohn erstattete Bericht, Wort für Wort, nur die Predigt des Pfarrers erwähnte er nicht. Dreimal hat der Vater die Pfeife gewechselt und neu gefüllt und immer noch kamen neue Fragen aus dem Kissen und aus dem blauen Rauch.

Längst war der Tisch in der Stube abgeräumt bis auf einen, Christians Teller. Und während er endlich seine Suppe löffeln konnte, musste er nochmals von vorn beginnen, weil Mutter und Schwester auch Bescheid wissen wollten. Es gramselte ihm im Kopf. Er wusste nicht, wohin er sich verkriechen sollte. Stieg in sein Zimmer hinauf und legte sich hin. Aber von Schlaf war keine Rede. Immer wieder schlug er sich die Faust an den Kopf und sagte laut: «Christian, du bist ein Esel!» Und dachte weiter: willst in ehrlicher Absicht, der Gemeinde unnötige Kosten ersparen, statt den Palast zu bauen. Je grösser der Bau um so grösser der Gewinn. Und jetzt hockst in der Tinte.

Gegen Abend erst wurde er des Sinnens und Philosophierens müde, stand auf und ging die Treppe hinunter und aus dem Haus.

Im Haus am Dorfbrunnen wurde der Heimkehrer liebenswürdiger empfangen und begrüsst. Ein mächtiger Strauss Rosen stand auf dem Tisch, das feinste Geschirr war aufgelegt und Silberbesteck. Die Hausfrau, im schönsten Kleid und prächtig frisiert, bot ihrem Mann den Glückwunsch dar, legte ihm die Hände auf die Schultern, betrachtete ihn mit Stolz und Wohlgefallen und sagte: «Du bist halt doch der geborene Staatsmann, wie ich es immer gesagt habe.» Eine schlanke Flasche Wein mit bunter Etikette stand bereit. Und die Dienstmagd machte mit samt der Suppenschüssel einen Knix.

Einige Stunden später war dies liebliche Bild allerdings etwas verändert. Plazi war nach einem, von hochfahrendem Zukunftstraum durchzogenen Nickerchen, immer noch staatsmännisch gekleidet, ins Dorf gegangen, hatte in den Wirtschaften Ruhm und Lob und auch etliche Sorten Wein geschlürft. Der Sieg, Alkohol und Rauch waren ihm gar sehr in den Kopf gestiegen. Auf dem Heimweg vom letzten Wirtshaus folgten seine Beine nicht mehr genau den Befehlen seines umnebelten Kopfes. Immerhin blieb er sich bewusst, dass mit dieser Gangart sein Ansehen nicht gesteigert werden konnte und vermied die beleuchteten Strassen.

Halblaut vor sich herredend ging er hinter Häusern und Gärten auf schmalem Weg dahin und kam am Mühleteich vorbei. Dieses dunkle Wasser war längst seines ursprünglichen Zweckes beraubt. Weil die Mühle schon vor Jahrzehnten eingegangen war, diente der Teich seitdem nur noch der Feuerwehr als letzte Wasserreserve. Die Ufermauern, zum Teil zerfallen, waren mit Schilf und Strauch überwuchert. Kein Mond erhellte die Nacht, nur einige ferne Lichter drangen durch den feinen Regen, der den Wasserspiegel kräuselte.

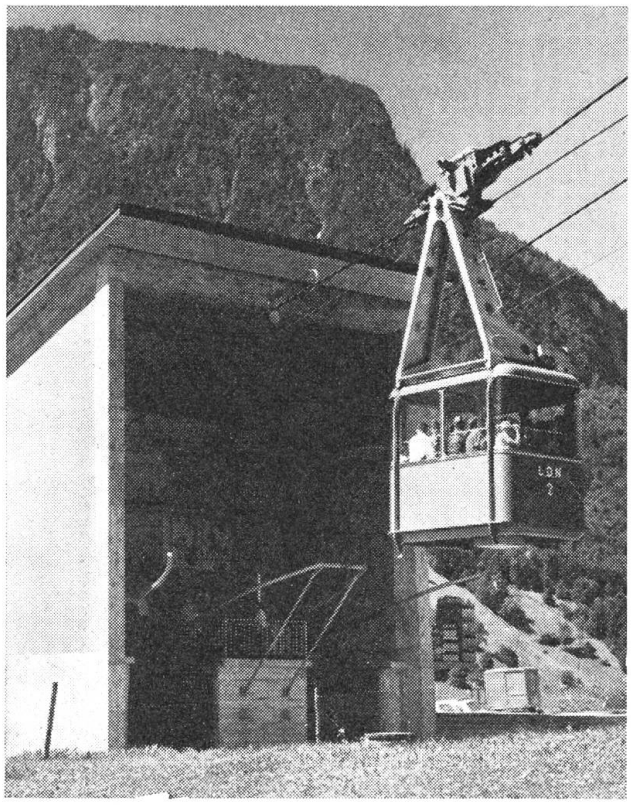
Von seinen grandiosen Gedanken, vom Weg abgelenkt, trat Plazi mit einem Fuss auf weichen Grund, verlor das Gleichgewicht, rutschte und fiel in seiner ganzen erhabenen Länge in den Teich. Sein steifer Seidenhut schwamm selbständig davon. Die Kreise verloren sich in die Dunkelheit hinein. Dann tauchte seine Glatze wieder auf. Ein Griff nach dem Hut, zwei Schritte im Morast und schon reichte ihm das Wasser bis an die Brust. Das kalte Nass ernüchterte ihn. Er überlegte einen Augenblick, bedachte die notwendige Strategie und vernahm zugleich vom andern Ufer her männliche Stimmen. In geduckter Stellung, bis über den Knopf seiner sorgfältig geknüpften Cravatte vom Wasser zugedeckt, lauschte er auf die Worte der Heimkehrer, die in bedächtigem Schritt auf der andern Seite des Mühlebaches vorübergingen. Plazi erkannte die hohe, heisere Stimme Roberts, die ihm im Sternensaal schon entgegen ge-

treten war und einen brummigen Bauernbass. Die beiden Stimmen wechselten gleichmässig ab.

«Das ist nicht von Gutem, wenn einer allein alles in der Hand haben will. Das Volk erträgt das auf die Dauer nicht.» «Ich glaube, der Plazi hat das Heft schon lange genug in der Hand, schon viel zu lange. Heute hätte man ihm den Meister zeigen sollen.» «Ja, schliesslich, ein Schulhaus müssen wir ja haben. Nicht gerade so grossartig, aber es muss nun doch einmal vorwärts gehen. Darum habe ich auch dafür gestimmt. Aber ja, den Plazi einmal so recht auf den Kübel setzen, das wäre auch nach meinem Sinn.» «Dem wächst ja der Grössenwahn bis über sein Kamin auf dem Haus, und das ist beigott hoch oben genug. Bei uns kann ja in der Gemeinde keiner mehr husten, ohne beim Plazi die Erlaubnis zu holen. Und weiss der Teufel, ob er bei dem Bau nicht ein Geschäftchen machen will.» «Eh nun, das glaub ich kaum. Nötig hat er's ja nicht. Aber man kann nie wissen. Die reichen Leute haben einen besonderen Griff und sind gar verteufelt wild auf die grossen Batzen. Denen kommt mancher Dreh in den Sinn, von dem unsereins nichts versteht.» «So ganz ohne eigenes Interesse, hätte er sich nicht so wütend dafür eingesetzt. Hast du gesehen, wie er den Lorenz mit den Augen gefressen hat.»

Die weiteren Reden gingen im knirschen der Schuhe und im Rieseln des Regens unter. Plazi sank immer tiefer in den weichen Grund ein. Die Kälte drang ihm in die Knochen. Seine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt, er suchte eine günstige Stelle, um an Land zu kommen. Sobald er einen Fuss heben wollte, verlor sich der andere nur noch tiefer im Morast.

Wieder kamen Männer auf den Teich zu. Wieder musste er stillhalten um nicht gesehen zu werden. Wieder musste er zuhören, was die beiden sprachen. Sofort erkannte er Christians Stimme. «Warum hat ihm der Marti vom Enzibachleh kein Land für das Schulhaus gegeben. Das weiss ich haargenau. Dem Plazi wollte er es nicht geben, der Gemeinde schon. Und warum? Weil ihn der Plazi übers Ohr gehauen und betrogen hat. Vor den Leuten spielt er den braven Mann. Und wenns ans Geschäften geht, dann ist ihm der Teufel nicht schlau genug. Ich bin froh, wenn ich keine Kelle Pflaster an den Plazipalast schmeissen muss.» — Christians Stimme überschlug sich, seine Worte kamen auch merkwürdig mulmig hervor und wurden laufend von Higsi und Hagsi unterbrochen. Ein Zeichen, dass er den Ärger des Tages tüchtig eingeschwemmt hatte. «Beweisen kann man ihm nichts», sagte der andere, «aber es ist schwer, nicht daran zu glauben. Aber das sag ich dir, Christian, pass auf, der Plazi will in die Regierung. Der will seinen Sessel im Regierungsrat, will seine Diktatur über das ganze Land aufrichten. Und er wird es erreichen, der lässt nicht lugg.» Dann kam wieder Christians Stimme über



Die neue Luftseilbahn Dallenwil—Niederrickenbach fährt aus der Talstation
(Foto J. Brühwiler)

das Wasser: «Das fehlt gerade noch. Wenn ich auf den Knien von Haustüre zu Haustüre rutschen muss, dem grab ich jede Stimme ab. Aus unserem Dorf wird er nicht viele bekommen. Wir haben jetzt genug! Wir sind bedient. Einmal wird dem Plazi seine breite Nase im Dreck liegen, dafür werde ich sorgen, higsi.»

Wäre Christian nur noch ein paar Minuten stehen geblieben, und hätte auf die Seite geschaut, dann hätte er zuschauen können, wie Plazis Nase tatsächlich im Dreck lag. Nach mühseligem Waten kroch der Diktator zwischen Schilf und Gras bäuchlings aus dem Wasser und auf den Weg, richtete sich schlotternd auf, strich Schlamm und Dreck aus dem Gesicht, von seinen Kleidern und auch von den gestreiften Hosen. Von seinen eleganten Halbschuhen, blieb der eine im Teichgrund zurück. Das weisse Seidenhemd leuchtete keineswegs hell. Wie ein Soldat im Tarnanzug, sah der Dorfmagnat und Sieger des Tages aus und konnte so ungesehen bis zur Hintertüre seines Hauses gelangen.

Ein Himmelsgeschenk in Seidenstrümpfen.

Das Telefon im Büro von Damians Baugeschäft klingelte noch und noch. In den letzten Wochen mussten die Mutter und Martina ständig von der Arbeit weg ins Büro springen, dort ans Telefon sitzen, Zettel schreiben, auf späteren Bericht vertrösten, den Vater fragen, den Christian suchen und wieder zurücklaufen. Die Mutter war abgehetzt, Martina noch bärbeissiger als sonst. Dieser Zustand durfte nicht mehr lange dauern. Damian wurde immer ungeduldiger. Er sagte jeden Tag: «Morgen steh ich auf. Kann der Doktor sagen, was er will.» Dann rollte er sich aus den Dekken, hantelte sich vom Bett zum Stuhl, zum Tisch, bis ans Fenster, versuchte der Wand nach die Türe zu erreichen und musste schliesslich um Hilfe rufen.

Seitdem Martinas Liebster mit ihren zwei älteren Brüdern nach Übersee gefahren war, und von dort immer seltener Briefe gekommen sind, war eine gewisse Düsternis über das Mädchen gekommen. Sie war ein Jahr älter als Christian und wurde im nächsten Jahr schon dreissig. Sie konnte und wollte ihren Walter nicht vergessen. Aber ihre Briefe und ihre Sehnsucht brachten ihn nicht zurück. Seitdem war sie in ihren Reden kurz angebunden, besorgte die Arbeit in dem grossen Haushalt ungern und finster. Ihre Kochkunst war weiterhin von allen sehr geschätzt, aber die Miene, die sie zur Schau trug, war nicht eben sonnig und anmächelig.

Der Arzt hatte Damian längst eine Badekur angeordnet. Christian suchte seit Wochen einen tüchtigen Mann für das Büro, fuhr mit dem Wagen in alle Windrichtungen und kam jedesmal mit einer Absage zurück. Nun sass er im Haus seines Kollegen in der Stadt, und besprach mit ihm seine Not. Christian war seit der Zusammenkunft im Restaurant am See schon öfters in diesem Haus gewesen. Die Frau hatte ihn leise im Verdacht, er komme nicht nur wegen geschäftlichen Gesprächen.

Frauenaugen sehen scharf. Frauen haben ein Gespür für versteckte Gedanken und Gefühle. Sie merkte wohl, wie Christians Blicke mit besonderem Glanz zu ihrem Gast, zu Luzia hinüberwanderten, die sich seit ihrer Rückkunft von Paris bei ihr eingenistet hatte und einige Wochen der Erholung genoss.

Peter, sein Freund und Christian sassen in Polsterstühlen um einen runden niederen Tisch vor einem Glas Wein, die Frau mit einer Handarbeit daneben und Luzia in der Ecke unter der Leselampe. Sie schien weit weg in ihr Buch vertieft zu sein und war gar hübsch und lieblich anzuschauen. Für Schönheit hat Christian immer einen guten Sinn gehabt, landschaftlich, baulich und persönlich. Schon als Bub hat er für's Leben gern farbige Kunstbilder angeschaut. Ist später durch das Land gereist, um schöne Städte, Bauten und Ausstellungen zu sehen. Das Leben hat ihm aber, nach der Abreise seiner älteren Brüder, nicht mehr viel Zeit gelassen, seinen Kunstsinn zu pflegen. Und heute drückte ihn die Sorge um den guten Fortgang des Geschäftes allzu sehr. Versponnen in das Gespräch mit Peter

über den Mangel an tüchtigen Angestellten und die Schilderung seiner schwierigen Lage zuhause, horchte er auf, da plötzlich aus der andern Ecke Luzias Stimme erklang.

«Soll ich Ihnen ein paar Tage aushelfen?» fragte sie, «ich habe zwei Jahre in einem grossen Baugeschäft auf dem Büro gearbeitet. Ich kenne mich aus.« Wie der Blitz fuhr Christians Kopf herum und er sagte lachend: «Ein paar Tage! Wenn Sie den Berg Arbeit sehen würden. Ein paar Jahre!» Luzia legte ihr Buch zur Seite, kam in wiegendem Schritt langsam über den Teppich auf den Tisch zu und meinte: «Ich müsste mir natürlich zuerst einmal Ihren Betrieb ansehen. Aber im Prinzip, warum nicht.» Peters Frau nahm sogleich begeistert Partei. «Das wäre etwas für dich, Luzia! Einmal etwas Währschaftes. Mir hat Euer Betrieb, Christian, immer gut gefallen. Die Art, wie Ihr mit den eigenen Leuten umgeht. Das alte Haus, das wie eine Henne zwischen den neuen Gebäuden und Anbauten steht. Ein Bauernhaus, Luzia, mit Holztäfer und Balken an den Decken. Blumen vor den Fenstern, rote leuchtende Geranien, und die Mutter, die dort waltet, eine goldene Frau.»

Peter wiegte seinen Kopf hin und her und meinte: «Deinem Vater, dem Damian würde es ja auch nicht schaden, wenn er einmal ein Parfüm unter die Nase bekäme, und eine zarte Hand ihm eine zeitgemässe Einrichtung und einen modernen Briefkopf mundgerecht machen würde.»

Tanz der Buochser Trachtengruppe am Trachtenfest in Sarnen 1965
(Foto J. Brühwiler)

Mit einem roten Kopf und wirbelnden Gedanken sass Christian vor dem Mädchen, schaute auf die spitzen Spangenschuhe, auf das Kleid mit den bunten, grossen Blumenmuster und hinauf bis zu der hochgesteckten Frisur und versuchte mit Hilfe seiner Phantasie diese Figur und Eleganz in Vaters Büro hineinzudenken, hörte Vaters Kommandoton, sah ihn mit gekrümmtem Rücken, in Hemd und Hosen an der Schreibmaschine sitzen, mit klobigen Zeigfingern auf die Tasten hämmern.

Und daneben Luzia mit ihren gepflegten Händen, mit Gelenken und Armen, wie aus Porzellan. Er bewegte den Kopf hin und her und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Luzia stand immer noch vor ihm, und wartete auf seine Antwort und ergötzte sich an seinem verlegenen Gesicht. Die Antwort gab ihr Peters Frau: «Luzia, wenn du in diesen Betrieb hineinspringst, das kann dir nur gut tun. In zwei Wochen sind deine Pariser-Flausen verstoben. Da lernst du einfache, knorrige und gescheidte Menschen kennen. Einen Betrieb, der nach alter bewährter Art geführt wird. Wo alle an einem Strick ziehen. Kein nobler Chef mit grossartigen Allüren, kein Verwaltungsrat, der nichts vom Bau versteht und falsche Beschlüsse fasst. Am Tisch, bei Suppe und Braten wird beraten und dann geht's wieder ans Handwerk.» Peter staunte nur, wie gut seine Frau, bei dem Besuch vor einem Jahr, alles beobachtet hatte. Und Christian hatte in seinem Leben noch nie so viele Vorzüge seiner Familie gehört. Er nickte nur, lachte, stellte seine Elbogen auf die Knie und nahm den Kopf in die Hände. Vor seinem Blick standen die goldgelben, spitzen Schuhe, aus dem zwei edelgeformte, hauchdünne Damenstrümpfe aufragten. «Warum sagst du nichts?» frug Peter, «das ist doch ein Angebot, wie ein Himmelsgeschenk!» Von Gedanken kreuz und quer und von heftigen Gefühlen hin und hergerissen, schaute der Gequälte auf und würgte an einem Satz herum: «Wenn ich ... natürlich ist das ein Glücksfall ... und ich wäre selbstverständlich tatsächlich im Himmel ... nur wenn ich mir ausdenke, Sie müssen sich ja das Ganze zuerst ansehen ... und mein Vater muss Sie ansehen können ... dann ist der schöne Traum in zwei Minuten zuende.»

«Christian, sei kein Dummkopf! Lass das meine Sorge sein. Luzia wird deinen Vater nicht vor den Kopf stossen. Ich werde sie schon so einkleiden und herrichten, dass der Schrecken nicht zu gross wird. Und dann hat sie ja Gelegenheit mit ihren Fachkenntnissen und ihrem Organisationstalent Tag um Tag zu beweisen, was sie wert ist.»

Wie ein stolzes Fräulein bescheiden daherkommen kann.

Zwei Tage später um die gleiche Zeit, sass Christian im väterlichen Büro, setzte Zahlen auf grosse weisse Blätter, rechnete auf der Maschine lange Listen und schrieb Seite um Seite. Und zwischen den Zeilen tanzten die Gedanken. Auf den Pulten eine wilde Ordnung, die Luft voll Stumpenrauch und im Kopf das Bild eines schlanken, schönen Mädchens. So kämpfte er mit Tabellen, Preisen, Löhnen, Massen und mit seinem Wunschbild.

Schon längst hatte die Turmuhr Mitternacht geschlagen, da ging die Türe auf. Die Hosen über das Nachthemd gezogen, kam der Vater herein, stützte sich aufs Fensterbrett, hinkte zum nächsten Stuhl und sagte: «Lass dich nicht stören, aber ich halte es im Bett nicht mehr aus. Will lieber hier sitzen und dir zuschauen, so vergeht wieder eine Stunde.» Vater fand es selbstverständlich, dass sein Sohn so lange bei der Arbeit blieb. Wie oft hatte er es auch getan. Die Jungen sollen schaffen, so werden sie tüchtig. Früh genug kommt die Zeit, da man gerne Tag und Nacht arbeiten würde und kann nicht mehr. Mit solchen Gedanken beschäftigt, blieb er still sitzen und schaute Christian zu. Fuhr mit den Händen seinem kranken Bein nach und rutschte den Fuss wieder eine Spanne weit auf die andere Seite.

Nach einer Stunde zündete sich der Junge wieder einen Stumpen an, wendete sich dem Vater zu und begann zu reden. Er nützte den günstigen Augenblick und erzählte von seinen Suchfahrten nach einem Buchhalter und Korrespondenzführer, von seinen Misserfolgen und kam dann behutsam auf den Abend bei Peter zu sprechen. Seine Beschreibung des schönen Fräuleins stimmte nicht ganz mit Luzias Anblick überein. Wegen der Arbeit müsse er sich auf das Urteil von Peters Frau verlassen. Ihr Alter ungefähr 25. Zeugnisse habe er keine sehen können, die habe sie daheim. Er meine, man könne ja einmal den Versuch wagen. In einem Monat wird man wissen, ob sie tüchtig ist. Und unterdessen

kann man ja weitersuchen, wenn's nottut. «Mach, was du meinst», sagte der Vater, «es scheint, dass es bei mir bald besser kommt. Aber die nächste Woche kann ich wahrscheinlich noch nicht regelmässig ins Büro kommen.»

Dann redeten sie über dies und das, Vater wollte die neuen Offerten sehen, die Lohnliste, das Kassabuch, schliesslich übernahmen ihn wieder die Schmerzen. Von seinem Sohn gestützt, schleppte er sich den Gang entlang ins alte Haus, in seine Kammer hinüber.

Müde und hungrig stieg Christian in seine Dachstube hinauf und freute sich am glimpflichen Ausgang seiner Unterredung und schlief trotzdem schlecht.

Am Morgen telefonierte er Peters Frau, verlangte Luzia und vereinbarte mit ihr den Tag ihres Antritts.

Am Bahnhof wartete Christian auf den Zug. Fast gar hätte er sie nicht erkannt. War das Luzia? Die Haare gewellt und hinten zu einem kleinen Knoten gebunden. In einen einfachen Regenmantel gehüllt weit über die Knie, in Schuhen, die vor zehn Jahren Mode gewesen, mit bleichen Lippen. Er ging zögernd auf sie zu. Sie bot ihm lachend die Hand, knöpfte ihren Mantel auf, zeigte ihr graues Kleid mit weissem Gürtel, geschlossen bis fast zum Hals und fragte: «Bin ich so richtig?» Er lachte und wies ihr den Weg. Ihre Handtasche keck unter dem Arm geklemmt, versuchte sie mit ihm Schritt zu halten und schaute sich interessiert um.

Sie traten auf den Platz hinaus, gingen am Brunnen vorbei, die Strasse hinab, schwenkten in den Seitenweg ein. Sie plauderte munter: «So ein Dorf gefällt mir. Alte Häuser, nette Leute, gute Luft, ein prachtvoller Blick auf die Berge. Christian, Sie wohnen in einem Paradies.» Wieder überfiel ihn diese seltsame Anziehungskraft, die ihm auf eine gewisse Art seine Selbständigkeit entzog. Er wollte ihr vom Dorf erzählen und von den Leuten in den Häusern, aber er musste nach Worten suchen.

Auch das letzte Tröpfli muss noch ins Beckli, so ist's in der Schulsuppe Brauch
(Foto L. von Matt)

Sobald sie aus der Gasse traten und der Blick über die Matte frei wurde, blieb sie stehen und rief: «Das ist Ihr Haus! Das muss es sein! Sagen Sie, gehört der ganze Komplex zusammen?» — «Ja freilich», gab er zurück, «soviel braucht es schon. Wir sind so noch eng genug beisammen. Und für die Italiener haben wir noch ein Haus weiter hinten. Sie können dort behaglich beisammen wohnen. Sie kochen auf ihre Art, das geht so besser.» Dann fing sie an zu fragen, wie viele Leute, wo sie augenblicklich arbeiten, Hochbau, Tiefbau, Wohnungen, private, staatliche Aufträge. So geschwind wie die Fragen kamen, konnte er gar nicht antworten. «Und Sie arbeiten mit, ich habe an Ihren Händen gesehen, Sie müssen wohl früher auch tüchtig zugegriffen haben.» «Ich bin gelernter Maurer», sagte Christian in hartem Ton und führte sie zur Treppe und zur Haustüre hinauf.

Im Gang stand Martina, grüsste und verschwand in der Küche. Luzia bestaunte und betrachtete die Stube, den verzierten alten Ofen, das Büffet und blieb vor dem grossen Tisch stehen. «Aber das ist

nun doch übertrieben. So einen Tisch habe ich noch nie in einer Stube gesehen.» «Wir sind elf am Tisch, wenn alle da sind», erklärte er.

Die Mutter kam, wurde vorgestellt, lud zum Sitzen ein, nahm am unteren Ende Platz und sagte: «Sie wollen uns helfen, das ist gut! Seit Vaters Krankheit und schon vorher, blieb viel Arbeit ungetan. Eine tüchtige Kraft tut uns not. Wir haben schon lange nach einem beruflich ausgebildeten Mann Ausschau gehalten. Wissen Sie, mit Fräulein sind wir uns nicht gewohnt, sind wir etwas ungeschickt. Wir haben es immer und mit so viel Männern zu tun. Vielleicht eher etwas zu handfest für Sie.» Luzia lächelte freundlich: «Ich fürchte mich keineswegs vor den Männern, im Gegenteil. Ich bin nicht zimperlich.» Christian blieb still und stumm hinter dem Tisch sitzen und staunte, wie das Gespräch der beiden Frauen dahinplätscherte und wie die Mutter auf nette Art und in kurzer Zeit alles aus dem bescheiden dasitzenden Fräulein herausholte, was ihr wissenswert schien.

Die Besichtigung des Büros brachte allerdings keine Ausrufe der Bewunderung hervor. Luzia ging mit wiegendem Schritt direkt auf Christians Pult zu, schaute über die Schultern auf die herumliegenden Papiere und Karteien, mit einem mitleidigen Blick auf Vaters alte Schreibmaschine, schlenderte auf die andere Seite, schaute zum Fenster hinaus und fragte: «Und wo, haben Sie gedacht, dass ich sitzen soll?» Die Beantwortung dieser Frage überliess die Mutter ihrem Sohn und ging ihren Geschäften nach. «Ja eben», sagte er zögernd, «wir müssen da allerhand umstellen und vielleicht auch etwas anschaffen. Vaters Pult muss natürlich für ihn jeder Zeit bereit bleiben. Dort hinten ist der Arbeitsplatz meines Bruders, der jetzt fort ist und dessen Pult seit Jahren nicht mehr gebraucht wird. Platz ist schon vorhanden, aber wohl jetzt noch nicht nach Ihrem Wunsch.» Luzia schaute etwas hochnäsig ringsum und wendete sich dann wieder Christian zu, dabei veränderte sich sogleich die Miene. Sie lachte ihn freundlich an, legte ihm die Hand auf den Arm und sagte: «Das alles wird sich finden, vorläufig setze ich mich dorthin, wo Ihr mich braucht. Darf ich noch das Lager sehen?»

Sie trippelte ihm nach über den weiten Hof und von Schuppen zu Schuppen, steckte ihre schlanke Nase in jede Garagetüre und blieb schliesslich vor Christian stehen, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: «Also da muss ich Ihnen gratulieren. Solche Ordnung und praktische Einteilung, eine derartige Platzorganisation habe ich noch nie gesehen. Das gefällt mir. Da regiert ein kluger Kopf!»

Aus der Kammer kam Bericht, der Vater könne nicht aufstehen. Christian und die Mutter sollen nach ihrem Willen vereinbaren. Also wurden in der Stube bei einem gelben Likör alle Fragen durchgesprochen und der Arbeitsbeginn auf den nächsten Montag angesetzt.

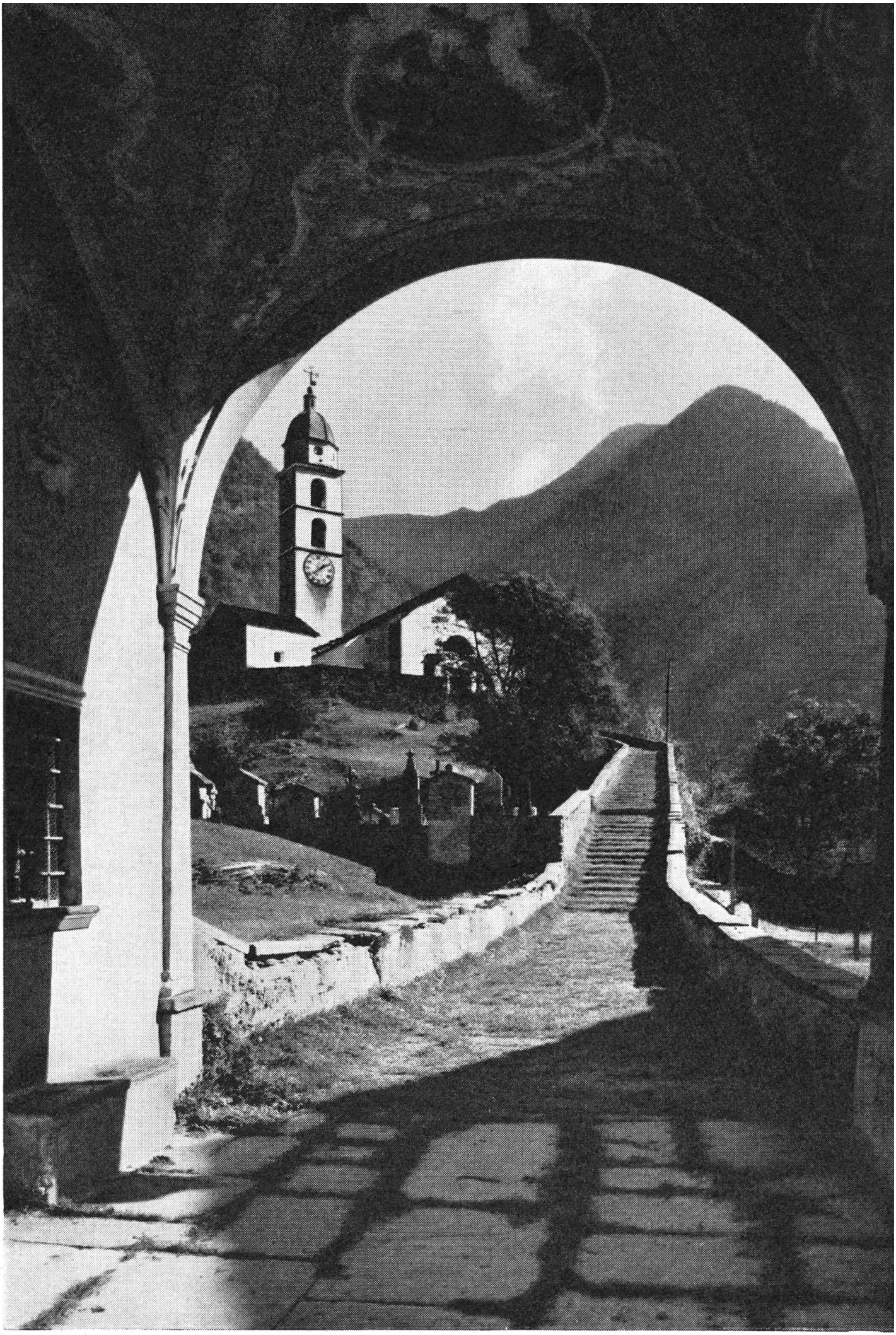
Warum Christian gern im Büro sitzt.

Fräulein Luzia kam frühmorgens mit der Bahn, nahm das Mittagessen in der Fremdenpension ein und fuhr abends Punkt 5.45 wieder mit dem Zug fort. Drei Tage bestürmte sie Christian mit Fragen, dann wusste sie Bescheid. Acht Tage kam sie im grauen Kleid, die Woche darauf im roten und mit ebensolchen Lippen. Nach vierzehn Tagen wuchs ihre Frisur um einige Centimeter in die Höhe und ihr Schuh auch. Während dieser Zeit aber hatte sie schon eine Menge Arbeit geleistet. Christian konnte dem Vater tadellos geschriebene Briefe zur Unterschrift bringen. Die Lohnkarten wurden nach einem neuen übersichtlichen System aufgestellt. Christian fand wieder Zeit, auf die Bauplätze zu fahren, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Allerdings blieb er nie lange fort. Es zog ihn eine unerklärliche Gewalt wieder heim ins Büro. Er wollte das Vergnügen nicht lange vermissen, mit Luzia am Pult zu sitzen, ihre flinken und anmutigen Bewegungen zu betrachten und mit ihr zusammen zu arbeiten.

Einmal warf sie ihm einen Blick zu und ertappte ihn, wie er sie mit grossen, staunenden Augen betrachtete. — «Warum

Aufgang zur Friedhofkirche San Martino in Soazza (Misox) →



schauen Sie mich so an», fragte sie. «Weil Sie so schön sind», sagte er keck und hielt ihrem Blick stand. Mit einem Lächeln gab sie zurück: «Nutzen Sie's! Das geht vorbei!» Dann wandte sie sich wieder der Arbeit zu, vergnügt wissend, dass sie ihn wieder ertappen würde.

Anderntags kam sie mit einem Prospekt einer neuen elektrischen Schreibmaschine und sagte: «Studieren Sie einmal die Vorteile, Christian, und reden Sie mit Ihrem Herrn Papa. So ein gescheidter Mann wird die bessere Leistung zu schätzen wissen.»

In den ersten Tagen führte Christian sie in Vaters Kammer hinüber. Sie trug noch ihr langes graues Kleid, setzte sich züchtig zu ihm ans Bett, rühmte seine solide Art der Geschäftsführung und gratulierte ihm zu dem grossen Aufschwung, den er in Krisen- und Kriegszeiten erarbeitet habe. Zeigte Mitleid und wünschte gute Besserung.

Einige Wochen später stand Damian plötzlich im Büro, sah ein Fräulein mit hochgesteckter Frisur an seinem Pult sitzen und schreiben. In barschem Ton frug er: «Wo ist mein Sohn?» Luzia sprang auf, entschuldigte sich, dass sie an seinem Platz sitze, sie habe nur kurz ein Telefon notiert, das eben eingegangen sei, führte ihn zu seinem Stuhl und gab Bericht, Christian komme um zehn Uhr vom Strassenbau zurück. «Wo sind die Lohnkarten?» fragte er, bereits in einem milderen Ton, «Lorenz ist bei mir gewesen, seine Frau sei krank.» Luzia brachte den Kasten aus dem mächtigen Geldschrank und hob ihm im Nu, die gewünschte Karte heraus. Damian steckte sie in die Rocktasche. Dann zog er mühsam die Schubladen seines Pultes hervor, kontrollierte mit einem raschen Blick jedes Fach und meinte: «Achtet darrauf, dass ich alle meine Sachen am richtigen Ort finde. Nächste Woche komme ich wieder zur Arbeit!»

Nächste Woche aber fuhr Christian mit dem Vater nach Baden in die Kur. Der Arzt hatte endlich gesiegt. Allermindestens sechs Wochen sollte er dort bleiben.

Müde und mit verweinten Augen ging die Mutter durch das Haus. Sie grämte sich, weil Damian so lange fort bleiben sollte, weil Christian immer weniger Zeit fand, ihr von seiner Arbeit zu erzählen, hastig und nervös umherrannte und weil sie so wenig von den Geschäften vernahm, seitdem sie nicht mehr die Telefonanrufe abhören konnte. Sie fühlte sich mitten in dem grossen Betrieb vereinsamt. Wenn nicht nach wie vor die Arbeiter mit jedem Kummer und Schnitt am Finger zu ihr gekommen wären, hätte sie sozusagen nichts mehr von den neuen Aufträgen vernommen.

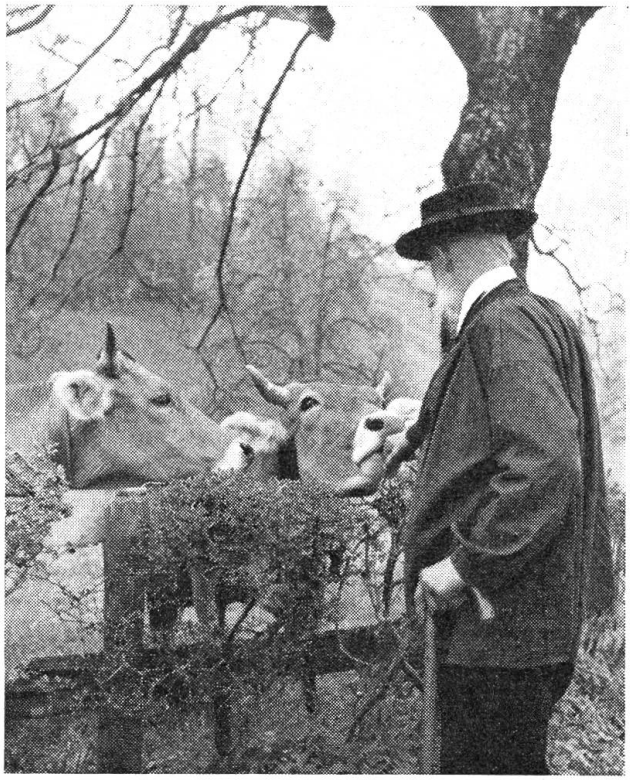
«Sie können mir Du sagen, wenn Sie wollen, Christian», sagte Luzia eines Tages im Büro, «schliesslich bin ich Ihre Angestellte, und sie sagen ja allen Du.» «Ja, es ist so Brauch bei uns, und geht leichter», meinte er, konnte aber die Überraschung nicht verbergen und fuhr dann fort: «Ich habe auch schon daran gedacht.» «Warum haben Sie denn nicht einfach damit angefangen? Haben Sie Angst?» Christian suchte nach einem Stumpen und sagte derweil: «Ja, es ist eben mit unseren Leuten anderlei. Aber wenn es Ihnen recht ist, also gut.» Und nach einer verlegenen Pause: «Was ich noch eben fragen wollte, Luzia, wissen Sie, ob vom Architekten für das Schulhaus Offerten verlangt worden sind.» Lachend gab sie zurück: «Aller Anfang ist schwer, Christian, und Offertbogen sind auch heute keine gekommen. Soll ich beim Architekten anrufen?» Mit gequälter Miene sann er eine Weile nach und sagte dann plötzlich: «Gut, fragen Sie an, und wenn er mit mir reden will, ich sei auf dem Bau.» Im Nu war er aus der Türe verschwunden. Luzia hörte den Motor anspringen und den Gang einschalten, dann schaute sie seiner Staubfahne nach, bis er ennet der Matte zwischen den Häusern verschwand und blieb lange stehen, sinnend und ohne den Blick von dieser Stelle abzuwenden.

Nach einer Weile tratt sie vom Fenster zurück, schaute mit trüben Augen über die Schriften und Pulte hin, den Wänden nach, wo die Pläne hingen, so traurig, als ob ihr das Herz schwer wäre und ihre Arbeit, der Ort und alles ihr verleidet sei.

Sie hörte Schritte im Gang, erwachte aus ihren Gedanken, erinnerte sich an den

Auftrag und griff zum Telefon. Mit leichter, freundlicher Stimme verlangte sie den Herrn Architekten persönlich und stellte ihre Fragen, notierte in schneller Schrift, bedankte sich höflich und nahm ihre Arbeit wieder auf.

Herbstnebel zogen am Berg vorüber. Grau hing der Himmel bis zu den Wäldern hinunter. Trübes Licht drang durch die Fenster ein. Kurz vor Mittag kam Christian zurück. Luzia war schon zum Weggehen bereit. Mit ihrer schwarzen Lacktasche unter dem Arm, sagte sie zu ihm: «Ich habe mit dem Architekten persönlich gesprochen. Er sagt, er habe keinen Auftrag von unserer Firma Offerten zu verlangen. Du sollest dich an den Präsidenten der Schulhausbau-Kommission wenden. Guten Appetit!» Bevor er nur ein Wort äussern konnte, war Luzia aus der Türe getreten. Dann hörte er ihr eiliges Trippeln die Stiege hinab.



Begrüssung über den Dornhag
(Foto L. von Matt)

«So», sagte er voll Ärger, setzte sich auf den nächsten Stuhl, stützte die Ellbogen auf die Knie, verkrampfte die Finger ineinander, «so, und das soll ich jetzt meinem Vater nach Baden berichten! Das kann doch überhaupt nicht sein. Die eigene Gemeinde kann doch das einzige Baugeschäft im Dorf nicht einfach übergehen, ausrangieren!»

Leute kamen die Stiege hinauf. Eilige Schritte waren zu hören. Christian blieb sitzen. Die Mutter rief zum Essen. Christian bewegte sich nicht. Lange starrte er auf den Boden, dann sagte er laut: «Das ist für uns eine Schande! Jawohl, so ist das! Und das habe ich mir selber eingebrockt. Nun, so will ich es auch allein ausfressen!» Mit einem Ruck erhob er sich, schlug mit der Faust auf Luzias Pult und ging mit polternden Schuhen zu den andern in die Stube hinüber.

Dort sagte er «Guten Tag» und «Guten Appetit» und sonst kein einziges Wort. Niemand erriet, warum der meist fröhliche Christian, immer gerne zum Spassen bereit, so trübsinnig und stumm am Tisch sass und kaum etwas zu sich nahm. Die Mutter beobachtete ihn besorgt und schrieb das heimlich auf Luzias Konto.

Im Pfarrhaus und im Hotel auf Besuch.

Ein Tag, so schön wie ihn nur der Herbst über die Berglandschaft ausschütten kann, klarsichtig, frisch, lustige weisse Wolkenballen am Himmel, Früchte an den Bäumen, flatternde Wäsche in den Gärten, erfreute alle Herzen und zeigte Dorf und Land im schönsten Kleid. — Auf dem großen Werkplatz in Damians Hofplatz wurde aufgeladen. Italiener sangen. Sogar Martina schaute mit froher Miene aus dem Küchenfenster. Nur Christian sah nichts von dieser Herrlichkeit. Wie ein Hummel schoss er im Büro umher. Ging hinaus, kam hinein, griff zum Telefon, legte den Hörer wieder auf, suchte eine andere Nummer, warf das Buch in die Schublade, sprang wieder auf. «Hast du schlecht geschlafen», fragte Luzia freundlich. Christian gab keine Antwort und schoss in grosser Aufregung aus der Türe, wie ein wilder Hornuss.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, im Sonntagsgewand, frisch rasiert, suchte auf allen Pulten und hastig in allen Taschen. Luzia trat zu ihm hin und sagte: «Zeig her. Dir ist der Cravattenknopf nicht gelungen.» Mit flinker Hand zog und zupfte sie unter seinem Kinn und fragte nochmals: «Ob du schlecht geschlafen hast?» «Überhaupt nicht», fuhr er sie an, «ich bin diesen Vormittag fort», und verschwand. Er ging zu Fuss. Den Wagen holte er später. Er besuchte der Reihe nach die Mitglieder der Baukommission. Seine Laune wurde dabei nicht besser. Der eine sagte, er sei nicht an der Sitzung gewesen, da die Liste aufgestellt wurde, wen man zur Offerteneinreichung einladen wolle. — Der andere meinte, es sei ihm nicht aufgefallen, dass vom Damian nicht die Rede war. Ein dritter liess durch viele Worte durchschimmern, der Vater sei ja krank, und so könne man nicht wissen, ob er diese Arbeit übernehmen könne.

Erst zuletzt ging Christian zum Pfarrer. Mit einem schlechten Gewissen läutete er an der Pfarrhaustüre und hoffte im Geheimen, der Pfarrer sei ausser Haus. Die Predigt an jenem Sonntag vor der Gemeindeversammlung sass ihm noch wortgenau im Kopf.

Die Türe wurde aufgemacht. Christian trat ein, stieg die Treppe hinauf und sah schon bald die grosse Gestalt in der schwarzen Soutane. «Grüss Gott, Christian, wie geht's, was hast du für Bericht vom Vater?» Gütig und freundlich lud der Herr Pfarrer ihn ein, in die Stube zu kommen und Platz zu nehmen. Christian gab Bescheid und Bericht, und kam dann bald auf sein Anliegen zu sprechen. Der Pfarrer rieb bedächtig seine Hände und sagte: «Ja, ja, ich weiss genau, der Präsident hat ausdrücklich gesagt, du Christian, du habest erklärt, du wollest mit diesem Bau nichts zu tun haben. Ich habe mich darüber sehr verwundert. Habe gedacht, ich wolle mit dir davon reden. Bin aber bis jetzt leider nicht dazu gekommen.»

Der junge Mann sass unbeweglich da, nur seine Hand auf dem Tisch ballte sich zur Faust. Und die Augen, die fest auf des Pfarrers Gesicht gerichtet waren, wurden grösser. «So», sagte er, «so, und das haben alle Herren geglaubt. Herr Pfarrer, entschuldigen Sie, aber das ist eine von Plazis grossen Lügen! Wir lassen das nicht auf uns sitzen. Wir dulden nicht, dass im ganzen Kanton davon gesprochen wird, Damians haben im eigenen Dorf, am eigenen Schulhaus, keine Arbeit bekommen. Wir haben genug zu tun, das ist wahr. Aber hier geht es um unsere Ehre, Herr Pfarrer.»

«Ich bin froh, dass du zu mir gekommen bist, Christian», sagte der Pfarrer mit viel Wärme, «ich habe einen solchen Standpunkt von euch nicht verstanden.» Er versprach in der nächsten Sitzung darauf zuzückzukommen und mit dem Präsidenten vorher zu sprechen. Bald darnach, und dafür hatte der Herr Pfarrer ein besonderes Geschick, konnte er ruhig und heiter mit Christian plaudern, trug ihm viele Grüsse auf für alle daheim und an den Vater in der Kur und die besten Wünsche für gute Besserung.

An Plazis Haus ging Christian vorbei, ohne auch nur zu den Fenstern hinauf zu schauen. Er kam ins Büro, setzte sich ans Pult und sagte nach einer Weile in heiterem Ton: «Luzia, am Sonntag fahre ich nach Baden zum Vater.»

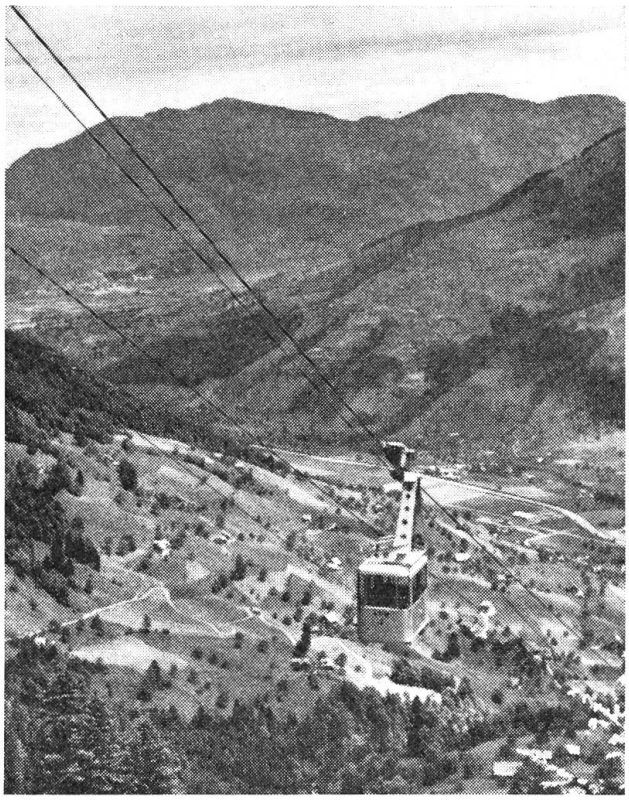
In den drei Tagen bis zum Ende der Woche hatte Luzia in einem günstigen Augenblick die Frage gestellt, ob sie mitfahren dürfe. Sie möchte so gerne mit ihm zusammen den Vater besuchen, «Wenn das schöne Wetter anhält, Christian, wird das eine prächtige Fahrt.»

Tatsächlich strahlte goldene Herbstsonne über das Land. Christian holte Luzia ab, den Wagen blitzblank gewaschen, in flotter Kleidung, in froher Stimmung und mit einem tadellos sitzenden Cravattenknopf. Sie fuhren durch Äcker, Wiesen und Wälder, durch schmucke Freiämter-Dörfer. Hatten ausgerechnet, dass ihnen für die Fahrt reichlich Zeit blieb und sie den Vater gleich nach seinem Mittagsschläfchen aufsuchen können.

Luzia ist eine interessante Reisebegleiterin. Sie kennt die Gegend, kennt die Geschichte der befestigten Städtchen, die

Schlösser und Burgen und kann anmutig und kurzweilig plaudern. Sie hat sich für diesen Besuch hübsch und nicht zu auffällig angezogen. Sie bewundern die Kirche und das alte Kloster Muri, schlendern durch das romantische Städtchen Bremgarten. Er mit seiner kräftigen Gestalt, sonnengebräunt, in bedächtigem Schritt und vor jedem schönen Gebäude mit lebhaftem Interesse stehen bleibend. Sie, schlank und schmiegsam, blosse Arme, weisse Spitzenhandschuhe, eine schwarze Brille, und Haare, in denen Wind und Sonne spielt. Ein Paar, das von den Fenstern und Erkern aus beachtet wird, und das die Fussgänger einfach zum Zurückschauen zwingt.

In Baden sitzt Damian auf einer Bank am Ufer der rauschenden Limmat und schaut dem Spiel der Wellen zu. Ei, wie er sich freut, da ihm unvermutet sein Sohn die Hand zum Gruss entgegenstreckt: «Komm, sitz!» Und wie er staunt, da Luzia auch herzu kommt und ihn begrüsst. — Christian beachtet sogleich, dass ein Schatten über Vaters Gesicht streicht, dass er wohl mehr Freude empfunden hätte, wenn er allein gekommen wäre. Nun aber sitzen sie, den Vater mit seinen zwei Stöcken in der Mitte, zwischen Blumenbeeten und Rasen im Sonnenschein und täuschen sich darüber hinweg, dass Damian müde aussieht, und tiefe Furchen sich in seine Züge eingegraben haben, daß sein Rücken krumm geworden ist. Aber heute ist Festtag, heute sollen die Sorgen verbannt sein.



Die Wanderfreunde und Skifahrer werden die neue Luftseilbahn von Dallenwil nach Wirzweli zu schätzen wissen. Ein neues Ferienparadies wird erschlossen.

Vom Befund des Kurarztes spricht der Vater, ist ungehalten, weil er noch länger bleiben soll, meint, es gehe schon bedeutend besser und wenn er jetzt daheim sein könnte, wäre er wieder ein Riese, wie zuvor. Luzia malt ihm mit beredter Zunge die endgültige Heilung an den blauen Himmel, während der Kur allerdings sei davon noch nicht viel zu spüren, weil sie den Patienten angreife, heftig anpacken müsse, damit die eigenen Heilkräfte geweckt und gestärkt werden. Vater frägt nach der Mutter, er sei um sie besorgt, sie hätte beim letzten Besuch kein gutes Aussehen gehabt. — Frägt nach dem Geschäft. Luzia versteht es geschickt immer wieder eine heitere Note einzuflechten. Nur im Augenblick, da der Vater hört, dass die beiden sich so vertraut mit Du anreden, neigt er den Kopf, schaut auf seine Schuhe und bleibt längere Zeit verschwiegen.

Kühle Luft zieht mit den reissenden Fluten daher. Luzia zeigt sich besorgt, überredet den Vater, zu einem warmen Kaffee in ein Restaurant zu kommen. Dort bleiben sie bei Musik und Kurgästen in gemütlichem Geplauder sitzen, bis die Zeit zum Nachtessen heranrückt. Vater will, dass sie in sein Hotel, in den «Bären» kommen.

Im hohen Saal, mit den glitzernden Lüstern, die von der verzierten Decke herabhängen, ist Damian ordentlich stolz, an den besetzten Tischen vorbei, Luzia und Christian bis zu seinem Platz zu führen. Er sieht wohl, wie die Gäste die Köpfe zu-

sammenstrecken, flüstern und zu ihnen hinschielen. Man sieht Damian an, wie er das Staunen und Verwundern der Neugierigen geniesst.

Nach dem Nachtessen noch ein Bier, ein Schlaftrunk, dann zwingt die Kurvorschrift zur Ruhe zu gehen. Vor dem Hotelportal nehmen sie Abschied. Lange bleibt Damian auf seine Stöcke gestützt stehen. Schaut den beiden nach, Wehmut und Trauer im Gesicht und Besorgnis, so oft und so herzlich sie auch winken, die Gasse hinauf, bis sie unter dem Bogen und in der Biegung der Strasse hinter dem nächsten Hotel verschwinden.

Aus dem Kursaal in die dunkle Nacht.

Sie kommen zum Kurpark hinauf. Christian sucht den Platz, wo sein Wagen steht. Da bringt Luzia eine neue Idee: «Komm, Christian, werfen wir doch noch schnell einen Blick in den prächtigen Park. Er ist phantastisch beleuchtet. Jetzt ist es ohnehin dunkel. Auf der Heimfahrt sehen wir nichts, jetzt nicht und später. Dann ist auch weniger Verkehr. Und das Kurorchester soll dies Jahr hervorragend sein.» Christian geht ohne grosse Begeisterung mit. Muss aber zugeben, dass sich vor seinen Augen und Ohren eine ganze Herrlichkeit entfaltet.

Der Spielsaal interessiert ihn nicht, aber die Leute, die da zusammenkommen und die Musik. Sie weckt in ihm immer mehr ein Gefühl feierlicher Geborgenheit, eine empfindsame, freudige Stimmung. Noch nie hat er Luzias Nähe so wohltuend und gelöst empfunden. Sie trinken einen teuren, kühlen und feurigen Wein. Nur einmal in den vorübergleitenden Stunden, kommt ihm in den Sinn, dass er von seinem wichtigsten Anliegen mit dem Vater kein Wort gesprochen hat.

Sie fahren in die Nacht hinaus, an Industriebauten vorbei, da ruckt und zupft der Motor, als ob die Benzinzufuhr unterbrochen wäre. Dann zieht der Wagen wieder an. In der nächsten Kurve kommt wieder dieses Stocken und Rutzen. Er hatte doch genug Benzin.

Vor ihnen liegt eine schmale, lange Strekke, die Lichter eines Dorfes weit entfernt. Der Wagen bleibt unter Zuckungen stehen. Christian steigt aus, zündet mit einer Taschenlampe unter die Haube, prüft die Anschlüsse der Zündung, hantiert am Vergaser. Kommt mit schmutzigen Händen zurück. Endlich, nach langem Drehen, springt der Motor wieder an. Nach einigen hundert Metern, das selbe Spiel. «Was machen wir nun?» frägt er ratlos. Luzia kuschelt sich in die Ecke ihres Sitzes und sagt: «Schlafen! Ich bin müde!»

Wieder neigt er sich über den Motor. Holt einen Schlüssel, dann einen Schraubenzieher. Sein Bemühen hat Erfolg, der Wagen fährt bis vor das nächste Dorf. Dann ist wieder Schluss! Er kann noch auf den Parkplatz einer Fabrik einschwenken.

Dieses Versagen will ihm nicht in den Schädel. Christian lässt nicht locker, er kennt doch den Motor. Eine solche Panne ist ihm noch nicht vorgekommen. «Es ist kalt. Hast du keine Wolldecke?» frägt Luzia. Er denkt an ihr Kleid und seine schmutzige Rossdecke hinten im Kofferraum. «Ich geh ins Dorf. Vielleicht ist eine Garage zu finden.» Luzia neigt ihren Kopf aus dem Fenster und sagt: «Es ist Sonntag und Mitternacht vorbei. Ich weiss, du wirst keinen Mechaniker finden. Kein Mensch wird dir öffnen. Such lieber ein Hotel, frag ob sie noch ein Zimmer für uns haben.»

Christian geht die Strasse hin, auf einen Lichtschein zu. Das Dorf ist wie ausgestorben. Die Strasse schlecht beleuchtet. Die letzten Worte Luzias wirbeln ihm im Kopf herum. Einfach so hingeworfen, «ein Zimmer für uns.»

Für Luzia ist alles einfach. Irgendwo muss doch eine Benzinsäule sein. Wir sind doch nicht in Kamerun. Ein Mann kommt ihm entgegen, hat Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht. Auf seine Frage nach einer Garage, gibt er ihm Bescheid: «Schluss! Feierabend! Der Köbi ist im Krankenhaus. seine Frau, hup, die versteht überhaupt nichts. Ich sage dir, hup, die kann einen Traktor nicht von einer Milchkuh unter-

scheiden. Geh schlafen, Freund, morgen früh kommt sein Mechaniker. Hast du noch einen Stumpen?»

Weiter unten leuchtet noch ein Schild, ein Stern. Christian kommt an einem Brunnen vorbei, wäscht sich die Hände. Er geht auf den Sternen zu, findet die Türe verschlossen, sieht durch die Läden noch Licht. Er läutet. Niemand kommt. Er geht um das Haus. Klopft an ein Fenster. Endlich hat sein Pochen Erfolg. Eine junge Frau erscheint und sagt: «Schluss, Feierabend, es gibt nichts mehr.» Christian sieht, dass sie noch aufräumt, erkundigt sich nach einer Garage und dann, ob sie noch zwei Zimmer frei habe und erklärt sein Mißgeschick. Darauf sagt die Frau: «Kommen Sie einmal ans Licht». Unter der Türe betrachtet sie ihn kritisch und frägt: «Und das Gepäck? Und wo ist das Fräulein?» Auf Christians Beschreibung sagt sie: «Wenns nicht zu lange geht, dann gut. — Sonst mache ich zu.»

Lange bleibt Damian auf seine Stöcke gestützt stehen.

Mit grossen Schritten eilt er zum Wagen zurück. Berichtet Luzia von seiner Expedition. Mit einem leicht höhnischen Unterton sagt sie: «Das hat aber lange gedauert. Ich bin ganz durchfroren. Ein Reiseführer bist du, ein Polarforscher, und zu allem Überfluss hast du noch zwei Zimmer gefnden. Nimm du den Koffer mit, mit Vaters Wäsche. Ich will nicht wie Bettelvolk vor der Türe stehen.»

Christian trägt den schweren Koffer und schwere Gedanken und eilt doch so rasch, dass Luzia Mühe hat nachzukommen.

Am frühen Morgen steckt Christian seinen Kopf schon wieder unter die Motorhaube. Er hat sein Übergewand angezogen und will nun bei Licht dem Übel zu Leibe rücken. Der Abwart der Fabrik kommt zu ihm her und hilft ihm, holt Werkzeug aus seiner Bude. Ein Mann, der etwas versteht, der die Autos des Betriebes instand halten muss und hilfsbereit ist. Nach einer Stunde ungefähr, tippt sich der Abwart mit dem Finger an die Stirne und sagt: «Sie, da fehlts am Benzin. Da ist ihnen wahrscheinlich ein Maleur passiert, wie dies unserem Direktor auch schon zuleid getan wurde. Jemand hat ihnen das Benzin verdorben. Etwas in den Einfüllstutzen geschmissen.» Er holte eine Kanne, füllte den Vergaser und sofort sprang der Motor an. Nach kurzer Zeit fährt Christian mit seinem Wagen vor den Sternen, während Luzia noch selig schlummert. Er klopft an ihre Türe und meldet der Wagen stehe fahrbereit vor dem Haus. «Ich komme gleich», vernimmt er ihre verschlafene Stimme. — Lange muss er warten. Er bestellt das Frühstück, bezahlt die Rechnung und telefoniert nach Hause, geht in der leeren Gaststube hin und her und sinnt. Der Kaffee wird aufgetischt, wird kalt. Endlich geht die Türe auf und Luzia kommt herein, frohgestimmt und aufgeräumt. Setzt sich an den Tisch, streicht sich ein Butterbrot und meint: «Eigentlich ist es ganz hübsch mit dir auf Reisen zu gehen. Ich habe herrlich geschlafen, der Tisch ist gedeckt, du bist ein reizvolles Gegenüber. Was kann mir schon besser gefallen.»

Vor dem Fenster hält ein schwerer Lastwagen mit Zementsäcken. Der Chauffeur

steigt aus, kommt in die Gaststätte, ruft nach der Wirtschaft, bestellt sich einen starken Kaffee, schaut sich um und entdeckt die beiden. Einen Augenblick lang stutzt er, kommt auf den Tisch zu und sagt: «Christian, du bist doch der Christian, ja selbstverständlich, grüss Gott miteinand. Weisst am Montag muss ich immer schon früh einen zweiten Kaffee haben. Und du? Bist auf der Hochzeitsreise? Gratuliere! — Aber das kann ich mir doch nicht recht vorstellen, dass du deine Hochzeitsreise nach Nieder-Rohrdorf machst.» Er geht zu seinem Kaffee zurück, tippt mit dem Finger an seinen Mützenrand: «Viel Glück! Gute Reise!»

Faulenzen.

Nach einem regenreichen Sommer schüttete nun der Herbst seine schönen Tage freigebig und reichlich aus. Die Dämmerung des Morgens mit rotem Schein, ein Sonnenaufgang, dessen erste Strahlen an die hohen Gipfel langen und Schneefelder und Felsen vergolden. Ein frischer Wind im Laub, das in allen Farben spielt. Christian erlebte dieses herrliche Fest der Natur im Aufstieg zum Grat. Er befand sich auf dem Weg zu einer Alphütte. Seit je hatte er Arbeiten in den Bergen mit besonderer Vorliebe ausgeführt. Ein Tag in der lichtvollen Höhe, in der freien Alpenwelt, entschädigte ihn für Wochen strenger Arbeit. Auf einem solchen Marsch konnte er wieder den Staub aus den Lungen schaffen, den Kopf aussummen lassen und Ordnung in seine Gedanken bringen. In letzter Zeit hatten sich in diesen Kopf gar viele Plaggeister eingenistet, die nicht zur Ruhe kommen wollten.

Schon früh am Nachmittag, war er mit dem Ausmessen und Ausreden fertig geworden, nun wollte er sich das Vergnügen erlauben über einen Pass heimzukehren, den er vor vielen Jahren einmal mit dem Vater gegangen war. Mit dem Vater, der damals ein waghalsiger, zäher Berggänger gewesen war und nun mit Schmerzen jeden Schritt bezahlen musste. Mit Wehmut dachte er an ihn. Wie viel hätte er darangegeben, wenn er ihn gesund und heil hätte heimholen, und damit der Mutter wieder das Glück und das frohe Lachen hätte bringen können.

Dann schoben sich wieder andere Bilder ein. Luzia, die ihn ständig in Spannung hielt und ihm sozusagen immer ein paar Schritte voraus sprang, die ihm die Unruhe in seine bedächtige Art hineingebracht und die er doch nicht entbehren konnte. Plazi kam ihm in den Sinn, den zu besuchen er immer noch verschoben hatte und dem er doch in den nächsten Tagen vor die Augen treten wollte. Er hatte sich genug treffsichere Argumente zurecht gelegt, um ihn auf die Knie zu zwingen. Aber er war noch nicht gewiss, ob er seinen Zorn eindämmen und bewältigen könne.

Von solchen Gedanken geplagt, achtete er beim Abstieg von der rauhen Wand nicht genug auf den wenig begangenen Weg. Er kam ins Rutschen und musste, um den Sturz zu vermeiden, auf einen festen Stein hinüberspringen, glitt aus und fiel auf der andern Seite in ein Loch.

Ei, wie der Schmerz wie Feuer in seinen Knöchel drang. Christian blieb mäuschenstill liegen, biss sich in die Lippen und hielt die Augen geschlossen, bis das Bohren und Rumoren in seinem Schuh langsam linder wurde.

Dann versuchte er vorsichtig den Fuss zu bewegen und aus dem Loch herauszukriechen. Er lag auf dem Bauch, konnte ins Tal hinuntersehen und schätzte die Distanz bis zur nächsten Behausung. In Rufnähe war kein Lebewesen zu finden. Längst waren sie von diesen Alpen fortgezogen. Er schaute nach der Sonne. Noch blieb der Tag wohl einige Stunden hell. «Das ist jetzt genau, was mir noch gefehlt hat», dachte er, «Vater und Sohn auf schwachen Beinen! Eh nun, also gehen wir zu Tal.»

Er kroch ein Stück weit, wälzte sich auf die Seite und brachte die Beine hangab, versuchte aufzustehen und einen Schritt zu tun. «So schlimm ist es nun auch wieder nicht», dachte er, «jetzt kann ich einmal nachfühlen, wie der Vater gehen muss.» Und dieses Mitgefühl blieb ihm nun tatsächlich den ganzen Alpweg hinunter und

im dichten Tannenwald anhänglich. Zuerst zählte er hundert Schritte, dann machte er wieder Halt, später zweihundert Schritte. Bis er aus dem Wald kam und auf ein Heimwesen blicken konnte, das zwischen Fels und Wald friedlich eingebettet lag. Nun war er endlich in Menschennähe, nun wollte er sich etwas Ruhe gönnen.

Ein Gesums von Fliegen um sich, und den Klang der Herdenglocken, ein höllisches Feuer im Schuh, den Rauch eines Stumpens um die Nase, hatte er wenig Lust weiter zu wandern. Vom Wald her hörte er eine helle Mädchenstimme singen und lauschte gerne ihrem Klang. Er hörte wie das Singen näher kam und verstummte, sah dann einen Mädchenkopf über sich, mit lachenden blauen Augen, die ihn zutraulich betrachteten. Das blonde Haar stand ihm gut zu Gesicht und die runden Wangen umschlossen einen lachenden Mund mit roten Lippen. «Faulenzen?» fragte das Mädchen. «Unfreiwillig», sagte Christian. «Krank?» frug es wieder und zeigte ein Gesicht voll Mitleid. «Plessiert», meldete Christian und setzte sich auf. Da sah er die ganze kräftige Gestalt. Ein Mädchen in voller Blüte und ganzen Frische eines Bergkindes.

«Wie heissest du?» fragte er. «Vreneli! Und du?» «Christian!» Er versuchte aufzustehen und konnte ohne Stöhnen den Schmerz nicht verbeissen. «Tut dir das Bein weh? Dann musst du ins Haus hinunterkommen. Meine Schwester ist da, aber schnell, sie will fort.»

Der einzige «Helvetische» Gaden in Nidwalden wurde der Veronika Gut zur Strafe befohlen. Heute weicht dieses Dokument jener traurigen Zeit nach dem Ueberfall dem modernen Verkehr.
(Foto J. Brühwiler)

«Schnell, das ist leicht gesagt», meinte Christian, «schnell gehts eben nicht.» — «Komm, stütz dich auf mich und den Stock. Ich kann dein Gewicht schon aushalten.» Er war froh um die Hilfe, aber zum Reden reichte der Atem nicht mehr aus. War auch nicht nötig, den das Mädchen, das behutsam neben ihm hinabschritt erzählte kurzweilig und lustig.

Bei der Haustüre angelangt rief es hinein: «Anna-Marie, komm schnell, ich bring dir einen Patienten. Und tatsächlich kam im Nu ein Ebenbild der guten Helferin, nur einige Jahre älter, unter die Türe. Und was dann mit Christian geschah, blieb ihm zeitlebens in Erinnerung. Die beiden guten Töchter schleppten ihn in die Stube hinein, legten ihn auf das Kanapee und ohne zu fragen wo es schmerze, griff Anna-Marie an das Bein, tastete das Knie und die Waden ab und nestelte den Schuh auf. «Ei, das ist aber geschwollen. Ich bringe kaum den Bendel auf. — Jetzt tut's weh, bis der Schuh weg ist.» Trotz dem großen Schmerz, schämte er sich, den beiden Mädchen seinen verschwitzten Socken hinzustrecken. Aber sie zogen ihn behutsam und ohne Mucken vom Fuss. Nun betrachteten sie alle drei die Striemen, die sich zeigten und Anna-Marie sagte: «Verstaucht mit Bluterguss. Vielleicht ist etwas gebrochen. Wie weit sind Sie mit diesem armen Fuss gelaufen?» «Vom hohen Tossen. So ungefähr drei Stunden im Tempo eines lahmen Rosses», sagte er und sah, wie der Knöchel immer dicker wurde.

Dann wurde flink gewaschen, eine Tinktur in ein Becken geschüttet, ein Tuch hinein getaucht und umgelegt. Ei, wie tat das wohl. «Und wie komm ich nun von hier ins Tal?» fragte Christian. — «Sie haben Glück», lachte Anna-Marie, «ich muss diesen Abend noch nach Luzern zurück. Mein Vater führt mich mit dem Jeep an die Bahn. Ich nehme Sie mit.» Sie erklärte ihm genau, was er zu tun habe, dass er morgen zum Arzt gehen solle, für den Fall eines Bruches. Und dann eine Woche Ruhe. «Und wie bringe ich den Schuh wieder an?» fragte er. «Ich mache Ihnen einen Verband, wir setzen Sie in den Jeep, den Schuh nehmen Sie am besten unter den Arm», meinte Anna-Marie. «Oder wir hängen ihn hier als Andenken an die Wand», sagte Vreneli, «dann musst du wieder einmal hier auf die Hinterhöchi kommen und ihn abholen.» Christian war gar nicht dagegen. Ihm geschah hier so viel Gutes, dass er den Wunsch bald wiederzukommen ohnehin empfand. «Würde dir das gefallen, den Schuh zu behalten», fragte er. Vreneli lachte: «Ja natürlich. Ich habe gerne Besuch. Wir sind hier oben so einsam. Kein Mensch geht hier durch. Die Strasse führt nur bis zum Wald hinauf. Holzer kommen und Älpler, aber die sind nicht wie du.» Anna-Marie war verschwunden. Die beiden plauderten gemütlich und vertraut. In der Küche wurde mit Pfannen und Tellern hantiert.

Schwere Schritte kamen auf die Türe zu, der Vater trat ein. «Nein, da soll mich doch gleich der Kuckuck holen», sagte er, «das ist ja der Christian, Damians Christian. Du kommst mir jetzt gerade recht. Schon vor drei Wochen wollte ich dir schreiben. Und jetzt bist du da, liegst auf meinem Kanapee. Hast du den Fuss gebrochen? Schadet dir nichts, kannst gleich hierbleiben und deine Leute heraufkommen lassen. Kannst vom Bett aus dirigieren.» «Ja grüss Gott Balz», bot ihm Christian die Hand und wollte aufstehen. «Bleib nur», winkte er ab, «das freut mich aber. Weisst du, mein Stall muss vergrössert werden. Ich habe für die Aufzucht zu wenig Platz.»

«Wir haben eine schöne Alp geerbt», sagte Vreneli geschwind. «Schade, dass ich mit dir nicht gleich ausmessen und ausstekken kann», meinte Balz, «aber mit dem Fuss wird es wohl nicht gut gehen.» Die Mutter kam herzu und rief: «Was hör ich, der Maurer ist da. Das ist jetzt aber ein guter Zufall. Und seht ihr nicht, wie er geschwitzt hat. Kein Glas, kein Beckli, nichts hat er bekommen. Euch Jungen kommt doch auch gar nichts in den Sinn.» Und damit kam Leben in die Stube. Zu Trinken, zu Essen, der Tisch wurde in die Nähe gerückt und Teller aufgetragen. Christian wurde von allen Seiten bedient und verwöhnt, und bei allem hin und her, blieb doch noch so viel Zeit um den Stallanbau zu besprechen.

«Anna-Marie, es wird Zeit», rief die Mutter die Stiege hinauf. Und von oben tönte es: «Ja, ich komme gleich.» «Du musst jetzt bald fahren Vater, es darf nicht zu spät kommen», sagte die Mutter und schaute ängstlich auf die Uhr. Nun machte Christian grosse Augen, da Anna-Marie zurück kam, in einer schmucken grauen Schwesterntracht mit hübschem Häubchen aufgesteckt. «Ja jetzt versteh ich», sagte er bewundernd, «wenn das eine St. Anna-Schwester ist, dann weiss ich jetzt, wieso sie gut mit einem verknaxten Fuss umgehen kann. Alle Achtung!» «Ich habe nur meinen freien Tag für einen kurzen Besuch benützt», sagte sie lachend, «und nicht gewusst, dass ich hier Arbeit finden könnte. Aber nun auf, mein Herr, jetzt kommt wieder der Ernst des Lebens.» Sie zog ihm flink Vaters grossen Endefinken über den Verband, steckte ihm einen Zettel in die Tasche, worauf die Vorschriften für die Umschläge fein säuberlich geschrieben standen. «Wir wissen schon, Männern muss man alles aufschreiben. Wir Frauen behalten es im Kopf.» Mit einem kühnen Griff hob sie ihn vom Polster und führte ihn hinaus.

Nach einer rumpeligen Fahrt, nach mühsamem Ein- und Aussteigen und einem schmerzlichen Marsch vom Bahnhof bis nach Hause, lag nun Christian in seiner Dachstube im Dunkeln. Er suchte für sei-

nen Fuss zwanzigmal pro Stunde eine günstige Lage und hatte Zeit über seinen überraschend veränderten Zustand nachzudenken. Zwischen den Stundenschlägen versuchte er die Melodie wieder zu finden, die ihm beim Faulenzen vom Wald aus entgegengekommen war.

Gute Auskunft, schlechte Aussicht.

Die Mutter berichtete am nächsten Vormittag schon über den Unfall nach Baden. Eine Stunde später telefonierte Damian zurück. Lorenz soll sofort mit dem Wagen herkommen und ihn heimnehmen. Dieser Befehl kam so bestimmt, und die Ausdrucksweise und der Kommandoton, war so echt Damian, wie zu seinen besten Zeiten. Kein Wort konnte die Mutter dagegen einwenden.

Sie lief zu Martina und hinauf zu Christian und konnte ihre Freude nicht verbergen. Nun wurde Vaters Bett hergerichtet, die Kammer ausgestaubt. Luzia musste im Büro die alte Ordnung wieder herstellen. Eile und Hast erfüllte das Haus. Der Speisezettel für das Nachtessen war schon vor dem Mittagessen bereit.

Aber auch im Hotel Bären in Baden wurde gepackt und umhergerannt, bis alle Siebensachen gepackt und reisebereit waren. Und um vier, beim Glockenschlag, fuhr Damian daheim vor die hohe Treppe, lachte über das ganze Gesicht, zwängte sich aus der Wagentüre, legte seine Pratze schwer auf Mutters Schultern und sagte: «So liebe Frau, jetzt kommen wieder andere Zeiten. Jetzt geht's wieder aufwärts, du wirst sehen.» Bis zur Stiege schritt er tapfer aus, dann sagte er: «Schick mir den Lift.» Er war sich nicht mehr gewohnt Treppen zu steigen, musste dem mitgebrachten Schwung schon nach fünf Triten Einhalt gebieten und etwas verschnaufen.

«Und wie komme ich nun von hier ins Tal?» fragte Christian.

Zuerst spazierte er in die Stube, setzte sich an seinen Platz und sagte: «Das ist doch schön hier. Das ist eine andere Luft.» Martina brachte ihm ein Glas Wein, die Mutter den Aschenbecher. Er setzte vergnügt seine Pfeife in Brand.

Dann stand er auf und kraxelte zu Christian hinauf. «So du Bergfax», begrüsste er ihn, «jetzt sind wir soweit, dass dich dein krummer Vater noch ablösen muss. Hast Schmerzen? Jetzt weisst du, wie es dem alten Damian geht.» «Wenn ich ganz still bin, tuts nicht weh», gab Christian zu. «So, und mir tut's satanisch weh, auch wenn ich still bin, an gewissen Tagen. Aber solange

du liegen musst, bin ich auf dem Posten. Das will ich dir zeigen. Lass deine Bücher hier heraufkommen, wir wollen alles zusammen bereden.»

Bis zum Feierabend musste Luzia hin und herspringen, Order und Kasten heraufschleppen. Auf einem Tisch neben dem Bett wurden die Schriften aufgetürmt, darüberhin flogen Fragen und Antworten, bis der Abend kam und ein Chor von Männerstimmen vor dem Haus erklang. Die Italiener-Arbeiter, die ihrem Patron zur Heimkehr ein Ständchen sangen.

Sie bekamen Wein in Fülle. Ein Festessen wurde aufgetischt. Martina besorgte alles allein. Die Mutter sollte ungestört neben dem Vater sitzen können. Und das tat sie auch und dort blieb sie auch mit einem glücklichen Lächeln im Gesicht.

Einige Tage darnach kam Luzia am Morgen in Christians Zimmer hinein, ohne zu klopfen, schwenkte eine Karte und fragte: «Ich muss dich fragen, ob ich da antworten soll und wohin?» Behielt aber die Karte in der Hand, stützte sich mit beiden Fäusten auf den Matratzenrand und beugte sich über ihn.

«Du», sagte Christian, «Luzia, ich bin nicht rasiert und noch nicht gewaschen.» «Ich sehe», flüsterte sie und schaute ihm eindringlich ins Gesicht, «du erinnerst mich an einen französischen Offizier in Gefangenschaft. Aber du hast gute Augen, gütige Augen ohne Falschheit.« Ihr Blick wurde ernst. Ein Zug müder Traurigkeit überschattete ihr Gesicht. Christian schaute mit Bewunderung in dieses unvergesslich schöne Antlitz, das ihm so nahe war, dass er das leise Zucken ihrer Wimpern wahrnehmen konnte. Dann sagte er: «Zeig mir die Karte».

Nach einer Weile richtete sie sich auf und gab ihm die Karte in die Hand, ging zum Fenster hinüber und schaute hinaus. Christian erinnerte sich nicht, diese zügige, rassige Schrift je gesehen zu haben. Er las: «Mein Vater ist ungeduldig. Er möchte die Arbeit noch vor dem Schnee anfangen. Komm doch bald. Der Schuh hängt an der Wand. Gute Besserung und herzliche Grüsse! Vreneli.

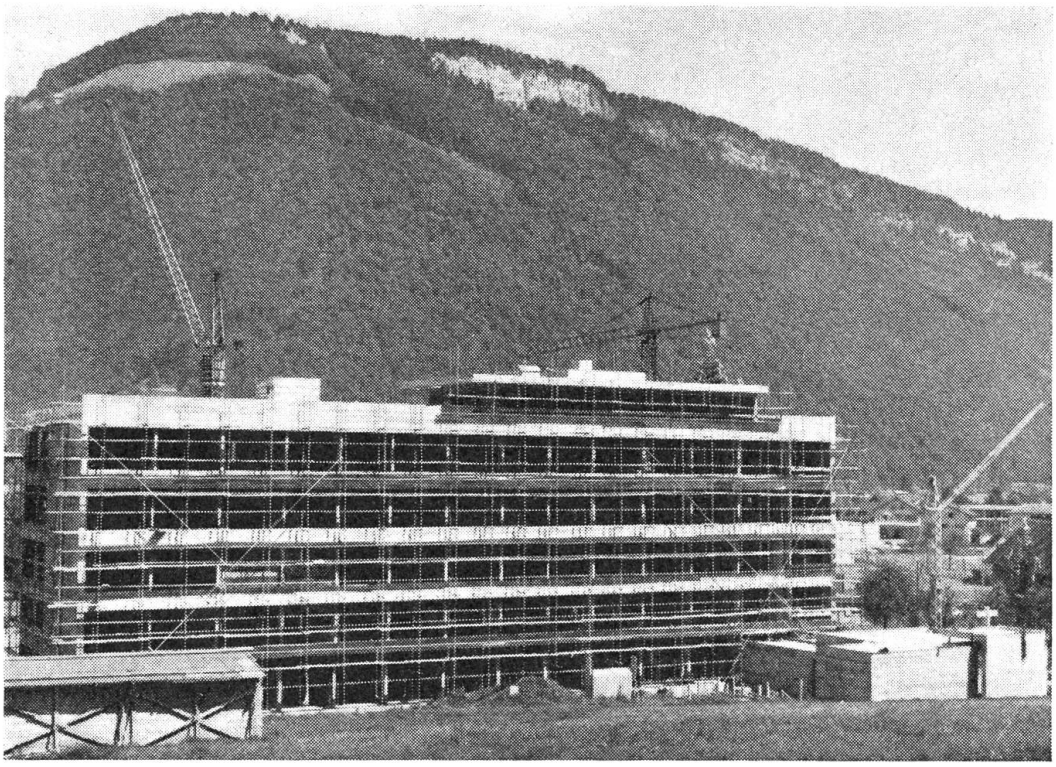
Lachend schaute er zu Luzia hinüber und sagte: «Nein, darauf musst du nicht antworten.» Er sah, wie sie wie weltverloren, den Blick in unendliche Ferne gerichtet dastand und fragte: «Hast du Herzweh?» Sie blieb unverändert stehen. Dann sagte sie: «Man lässt mich nicht zu dir hinauf. Was meinst du, warum ich da bin, hierbleiben will, hier in deinem Betrieb? Ach, es hat ja keinen Sinn!» Ohne ihn anzublicken, ging sie langsam und mit gebeugtem Kopf zur Türe und hinaus.

Die Woche darnach sass Christian in Plazis Stube und wartete. Hinkend war er die Stiege hinauf gekommen, war von der Frau Gemeindepräsident etwas verwundert, aber freundlich empfangen worden, die ihn bat Platz zu nehmen. Ihr Mann habe noch Besuch. Das Plätschern des Dorfbrunnens war zu hören und vom Zimmer nebenan ein Männergespräch. Die Türe dorthin war nur angelehnt. Er erkannte Plazis Stimme und vernahm zu seinem Erstaunen, dass über seines Vaters Geschäft gesprochen wurde. «Das ist ja interessant», dachte er und hörte nun mit gespitzten Ohren zu. «Also Herr Präsident, Sie können mir jede Garantie geben, dass die Firma solid ist, keine getarnten Geschäftsbeziehungen, häufige Auslandkorrespondenz?» «In jeder Weise zuverlässig, sehr angesehen, finanziell kräftig nach sauberen Grundsätzen. Auslandkorrespondenz wahrscheinlich mit den Familien der Gastarbeiter, hauptsächlich Italien.» «Mit amerikanischen Südstaaten sind keine Verbindungen feststellbar?» «Ja, wenn Sie mich schon darauf stossen, mein Herr, zwei Söhne sind ausgewandert, in Montevideo, so viel ich weiss.» «Und politisch, Herr Präsident, wenn ich fragen darf?» «Ja, die Dorfpolitik wird Sie ja nicht interessieren. Sie meinen wohl kantonal.» «Nein grundsätzlich, eidgenössisch.» «Da kann ich Sie beruhigen, bis in die Knochen vaterländisch, die Söhne Unteroffiziere, der General hängt in der Stube, treu und tapfer.» «Das ist ja eine ganz ausgezeichnete Information, Herr Präsident, ich danke Ihnen. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Sie werden von mir hören. Allerbesten Dank! Freundliche Emp-

fehlung an Ihre Frau Gemahlin.» Auch Plazi verschwendete noch einige höfliche Worte, dann wurde die Türe auf und zugemacht und der Herr Gemeindepräsident kam in Gedanken versunken in die Stube hinein.

Nicht zu verwundern, dass er erstaunt stehen blieb, da Christian an seinem Tisch sass und ihn mit einem verlegenen «Grüss Gott» begrüsste. Dem gewandten Präsidenten war es jedoch kein ungewohntes Kunststück, sich sogleich auf den neuen Besucher umzustellen: «Ei sieh da, der Christian, ich habe gehört, du hast Unfall gehabt, geht's besser?» «Ich danke dir, das Bein hinkt noch, aber in drei, vier Tagen werde ich wieder springen.» «Und was führt dich zu mir», tat Plazi verwundert, nahm auf der andern Tischseite Platz, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und faltete die Hände über seinem gut gepolsterten Bauch.

«Also, ich will nicht lange um den Brei herumreden», begann Christian, «ich komme um zu fragen, warum wir beim Schulhausbau keine Arbeit bekommen sollen.» «Mein lieber junger Mann», sagte Plazi feierlich, «das hat seine Gründe.» Dieser joviale, grossväterliche Ton und das allmächtige Gehabe warfen Christian schon aus dem Konzept. Er hatte sich vorgenommen, brav, eher als bittender Gesuchsteller aufzutreten und nun brannte er schon los: «Das hat aber auch seine Folgen! Was meinst du, Plazi, der Vater lässt das auf sich sitzen. Meinst du, wir müssen uns alles gefallen lassen? Wir können den Spiess auch einmal umdrehen und gewisse Ratssessel damit.»



Schon im Rohbau sieht man, dass wir ein sonniges neues Kantonsspital erhalten.
(Foto J. Brühwiler)

Der Herr Gemeindepräsident begann sich die Hände zu reiben und fragte: «Ist das eine Drohung?» «Nein», kam sogleich die Antwort, keine Drohung nur ein Hinweis auf Tatsachen. Die Leute wundern sich und finden das ungerecht.» «Christian, nur keine Aufregung», begann Plazi wieder beherrscht, «wir wollen ruhig Blut bewahren. Also gut, bleiben wir bei den Tat-

sachen. Du hast doch selbst gesagt, du wollest bei dem Bau nicht mitmachen.»

«Das ist eine infame Lüge», fuhr Christian auf, «das habe ich nicht gesagt. Du hast das ausgestreut und erfunden.» «Mein lieber junger Freund», begann der Präsident feierlich, «der Alkohol ist eine grosse Gefahr für solche, die nicht gewohnt sind viel zu trinken. Wir wollen einen Teil deiner Aussage, und dass du dich nicht mehr erinnern kannst und willst, dem Wein und Schnaps zuschreiben. Die Tatsache aber bleibt bestehen. Ich habe Zeugen!» «Also nenne mir die Zeugen», verlangte er barsch. «Das kann ich», antwortet Plazi prompt, «aber ich will jetzt noch nicht. Vorläufig ist das auch noch nicht notwendig, wir sind jetzt noch nicht vor Gericht!» Wieder ruhiger fortfahrend, «übrigens besteht ja immer noch eine Möglichkeit, Euch in einem gewissen Sinne entgegenzukommen, wenn sich dein Sinn, wie du sagst, inzwischen geändert hat.»

Das war zu viel. Christian spürte, wie die Wut in ihm auszubrechen drohte. Er empfand keinen Schmerz im Knöchel mehr, nur die unbändige Lust, dem Plazi an die Gurgel zu fahren. Er stand auf, in mühsamer Beherrschung und mit gepresster Stimme sagte er: «Ich danke! Ich will das meinem Vater ausrichten. Auf Wiedersehen, Herr Präsident.» Dann ging er hinkend über den Teppich, zur Türe hinaus und die Stiege hinab. Am Brunnen blieb er stehen, tauchte seine Hände in das kalte Wasser und kühlte sich das Gesicht.

Schneeflocken im Haar und rote Backen.

Nur wenige Tage darnach, fuhr er mit einem Maurer und einem Handlanger das Tal hinauf, schwenkte nach dem hintersten Dorf ab und erreichte nach gewundener, holperiger Fahrt die Hinterhöchi, die auf der Sonnenseite in den herrlichen Wald eingebettet lag.

Ein kleiner Bub stand vor der Türe, breitbeinig, die Hände in der Tasche, ein Grashalm im Mund. «Wer bist du», fragte Christian. Und dieser gab zurück, «ich bin der Felix.» «Bist du Vrenelis Bruder?» «Nein, ich bin der Felix», sagte er mit offenem Blick, «der Vater ist im Wald.» «Dann hol ihn geschwind und sag, der Christian sei da.» Zuerst zögernd, dann schneller ging er davon und bald sah man ihn wie ein Wiesel die Matte hinaufspringen.

Die Mutter trat aus dem Dunkel des Hauses und begrüsste ihn: «Ei, das ist aber gut. Schon haben wir einen zünftigen Schnee hinter uns. Glücklicherweise ist die Sonne und der Föhn wieder Meister geworden. Komm herein, Christian, der Vater wird bald da sein, er wartet und hat schon viel über dich geschimpft.» Lachend gab er zur Antwort: «Andere auch! Ich komme wegen dem Schuh! Und habe gleich zwei Mann mitgebracht, Mutter Regula», das ist der Franz, ein fixer Kerl und das ist Giovanni, Steinhauer und Allerhandmann, Spezialist für schnurgerade Mauern und messerscharfe Kanten.» «Also zuerst, ein kräftiger Schluck zum guten Beginnen», meinte die Mutter und führte die Leute in die Stube. Christian sah seinen Schuh im Hausgang mit einem feuerroten Band an einen Holzzapfen gebunden.

Vom Wald her kam mit grossen Schritten der Vater, blieb aber nicht lange in der Stube stehen. Er ging mit Christian zum Stall hinauf, zeigte auf die eingesteckten Holzscheitli und erklärte ihm seinen Plan. Weitum lagen grosse Haufen zusammengetragene und zusammengeführte Steine. Franz und Giovanni holten die Werkzeuge aus dem Wagen. Mit Messband und Senkel wurde hantiert, ein Schnurgerüst aufgestellt und schon bald hörte man den Klang von Giovannis Steinhammer.

«Hast noch einen zünftigen Anbau im Sinn. Der Stall wird ja beinahe noch einmal so gross», meinte Christian. «Eh nun, Steine sind genug da und das Holz liegt schon lange in der Sagi», sagte Balz selbstbewusst, «war alles viel zu eng. Ich will dann die guten Tiere in den neuen Teil stellen und die jungen in den alten.» Vreneli meinte dazu: «Weisst du Christian, unser Vater hat den Grössenwahn, er träumt schon von Preisen am Zuger Zuchtstiermarkt. Bergtiere, sagt er immer, Bergtiere

haben Chancen.» Christian schaute in das von der kalten Luft gerötete, frische Gesicht und lachte: «Bergmädchen auch!»

Darauf ging Vreneli zum Steinhauer hinüber und begann mit ihm zu sprechen. Erstaunt hörte Christian das muntere Parlieren und frug: «Wieso kann es so gut italienisch.» Balz krazte sich in den Haaren. «Ja das Vreni, das kann alles, was es will. Es ist für zwei Monate nach Italien gefahren und dort in Rom zwei Jahre in einer Familie geblieben und möchte wieder fort. Für das muss ich auch noch einen Stall bauen, sonst bleibt es mir nicht.»

Giovanni und Franz wurden nach dem Mittagessen zum Dableiben installiert. — Am Abend fuhr Christian allein heim. Vreneli wollte aber nicht zulassen, dass er mit seinem noch schmerzenden Fuss den Berg hinunterfahre. Es setzte sich ans Steuer und zeigte sich als gewandte Chauffeuse. Und siehe da, vor der Einfahrt in die Talstraße blieb Christians Wagen auffällig lange stehen, bevor das Mädchen dann munter zu Fuß heimkehrte.

Wenn die Mutter vom Einkaufen zurückkam, erzählte sie von den bösen Worten und den verschlossenen Gesichtern.

Und Christians Schuh hing immer noch am roten Band, im Hausgang auf Hinterhöchi.

Trotz dem prächtigen Herbstwetter und trotzdem Christian so oft persönlich bei dem Stallbau zugegen war, konnten die Fundament- und Maurerarbeiten vor dem Einschneien nicht fertiggestellt werden.

Plötzlich kam ein wilder Sturm mit Schneetreiben und eisiger Luft. Tagelang kämpften die Winde, tanzten die Flocken, ächzten die Bäume im Wald. Dann hing dichter Nebel vor den Fenstern, eine trübsinnige Einsamkeit schloss die Leute im Haus auf der Höchi zusammen.

Trübsinnig waren auch die Gedanken der Mutter. Im Dorf und Tal raunte und tuschelte man davon, Balz sei am frühen Tod seines Bruders schuld, und könne nun als Lohn seiner bösen Tat, die schöne Alp und einen Haufen Geld einstreichen.

Wenn die Mutter vom Einkaufen zurück kam, erzählte sie wieder von den spitzigen Bemerkungen und den verschlossenen Gesichtern im Dorf. Toni, der junge Bauer, dem der Zorn ohnehin allzu schnell aus dem Kopf wirbelte, wollte an Sonntagen nicht mehr zur Kirche gehen. Er könne seine Andacht daheim besser verrichten, als zwischen den Lügnern und Verleumdern in den Kirchenbänken.

Die Mutter grämte sich am meisten. Sinnend sass sie oft am Fenster, liess Nadel und Flickzeug im Schoss ruhen und starrte in die grauverhangene Landschaft hinaus. Auch nicht der schönste Wintertag, mit seinem Glitzern auf dem Schnee, mit dem Leuchten auf den Silberbergen konnte ihr Gemüt erheitern. Wenn nicht Felix, der liebe Bub, mit seinen treuen Augen, mit seinem Liedergesums und seinem Spiel sie von ihrem Kummer abgelenkt hätte, wäre ihr Herz so schwer wie Stein geworden. Sie hatte den Bub vor zwei Jahren hier herauf gebracht, weil ihm die Mutter jäh gestorben und der Vater in seinem Unglück bei Most und Schnaps Trost gesucht hatte.

Balz kümmerte sich nicht um das Gerede. Er sagte: «Ich weiss, wie lieb mir mein

Bruder war. Jedermann hat auch sehen können, wie wir zusammengehalten und gute Freunde gewesen sind. Ich weiss, dass kein wahres Wort daran ist, was da geredet und gemunkelt wird. Ich bin dem lieben Gott Verantwortung schuldig und nicht den Leuten im Dorf und in den Pinten, die ihre Zeit mit neidischem Geschwätz totschlagen.»

Wenn Andres, der älteste Sohn einmal über den Sonntag mit seiner jungen Frau heimkam, Andres, der bei den Flugzeugwerken in Dübendorf strenge Arbeit leisten musste, dann wollte er auch nicht viel von diesem bösen Munkeln hören. Er ging lieber mit den Ski in die Berge.

Vreneli teilte unverhohlen Vaters Ansicht und grämte sich darob keine Stunde. Fand aber, um die Mutter zu trösten, immer neue Worte und Motive, Erklärungen und Beschwichtigungen und versuchte mit unendlicher Geduld den Knäuel dieser Lügengespinste aufzulösen. «Gibt es denn kein Recht mehr in unsrem Land», jammerte die Mutter, «ist denn heutigentags kein Richter da, der solche Verleumder bestraft? Muss man wehrlos, unschuldig, dem Gespött und der Verachtung ausgesetzt bleiben. Ich will, dass meinem Mann, dass unserer Familie Recht gesprochen wird, die Ehre unbeschadet zurückgegeben wird.»

Auf solche Reden und Bitten sagte der Balz einmal: «So geh doch zu deinem Bruder, das ist ein rechtskundiger Mann, kennt das Rathaus von aussen und innen und hat viel mit solchen Händeln zu tun.»

Das war der Anlass, warum Christian an einem Sonntag unter der Türe, seinen Stumpen aus dem Mund fallen liess und wie eine Steinsäule erstarrt, stehen blieb.

Hatte er mit Vreneli eine Skitour verabredet, in der Bergkapelle zum Gottesdienst das Treffen vereinbart und dann eine Wanderung durch unberührte Schneefelder unternommen. Picknick auf sonnenwarmen Felsen, Zabig in der Klubhütte und eine Abfahrt durch Pulverschnee, wie sie so herrlich das Herz der Bergfreunde beglückt. Beide kommen mit weissen Flocken im Gesicht und roten Backem auf das Haus in der Hinterhöchi zu gefahren. Hinter dem Stall stellen sie die Ski auf, klopfen sich lachend den Schnee aus den Kleidern. Christian zündet sich einen Stumpen an und geht voraus ins Haus und in die Stube hinein. Und wer sitzt da breitbeinig und hemdärmlig auf dem Kanapee, — der Plazi.

Der Stumpen blieb auf dem Boden liegen. Christian bewegte kein Glied und vergass ganz und gar den Mund zu schliessen. «Mach du die Türe zu, es ist kalt», sagte die Mutter. Nun kam Vreneli hinterher, stiess seinen Skikamerad in die Stube hinein und grüsste: «Ei, schau da, der Onkel, welch seltener Gast, grüss Gott Herr Ratsherr, willkommen Herr Gemeindepräsident!»

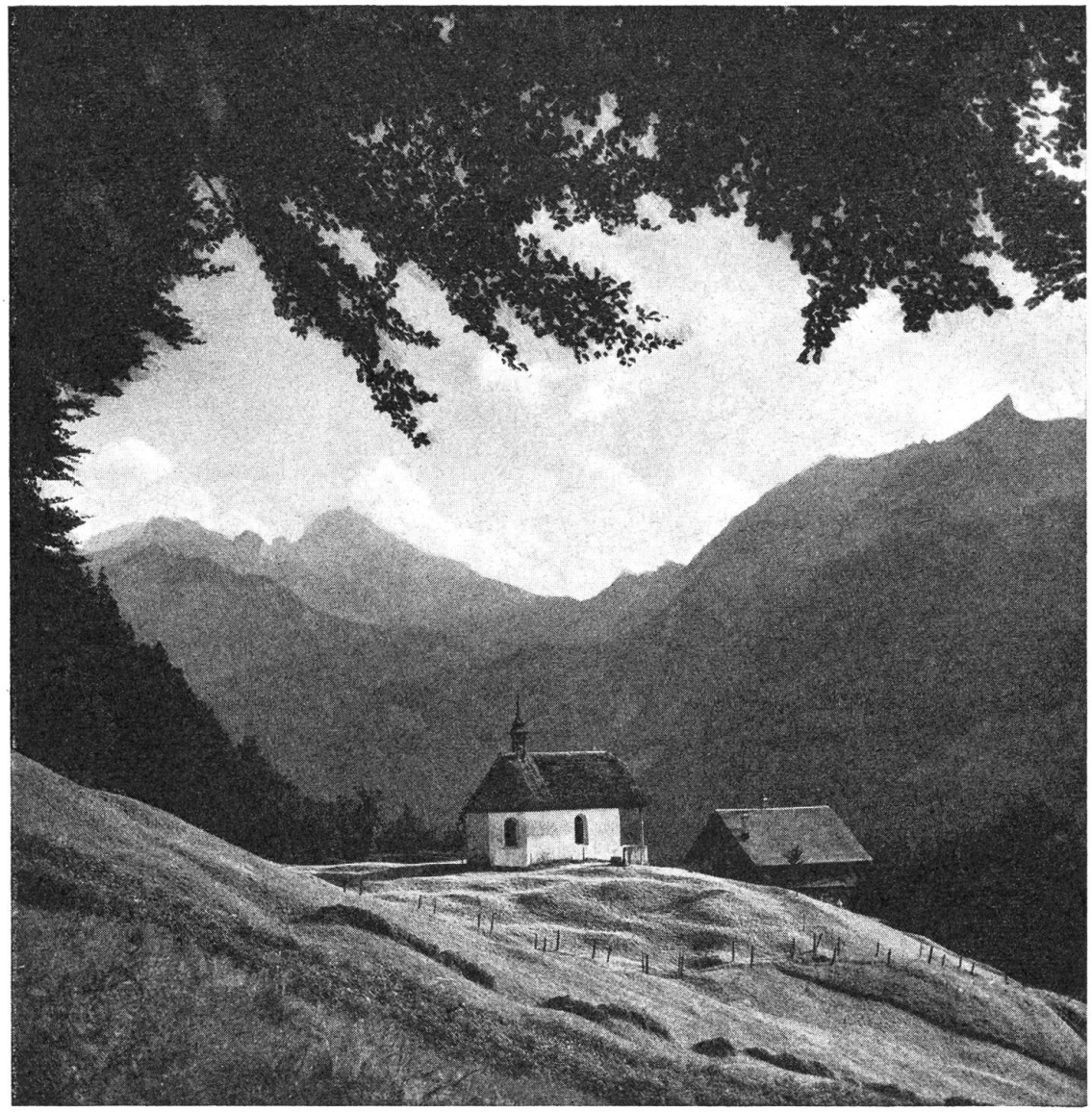
Damit fand Christian auch wieder sein Gleichgewicht und ein paar freundliche Worte. Er setzte sich auf den Stuhl in der Ecke, hörte mit halbem Ohr dem Gespräch zu und schaute auf den Boden. Es wäre ihm doch nie in den Sinn gekommen, dass Plazi da oben, auf diesem entlegenen Bergheimen eine Schwester haben könnte, und Vreneli, zu dem ehrgeizigen Dorfbonzen, Onkel sagen würde. Ist denn der Plazi wirklich Meister über alle und ihm bei jeder Absicht im Weg?

Auch diesmal blieb der Schuh am roten Bändel hangen.

Von einem weltverloren traurigen Blick.

Daheim im Betrieb, im Büro hatte Damian seinen Platz wieder in Besitz genommen. Wieder erscholl seine Stimme vom Fenster aus und hallte über den Hofplatz, wieder liess er seine Leute an sein Pult kommen und sagte ihnen auf den Kopf zu, was er falsch und richtig fand, wieder sprach er mit Hilfe seiner wenigen italienischen Wörtern resolut und unmissverständlich zu den Fremdarbeitern. Und beim Essen am Tisch, galt sein Wort wie eh und je, herrschte er wie ein König und duldete nicht, dass den Lehrbuben von der Wurst geschnitten wurde, oder ihnen nur die kleineren Stücke vom Speck oder Braten zukamen.

Frau Agnes hatte ihr frohes Lachen wieder gefunden. Sie blühte auf und ein eige-



Die Bettelrüti. An der Stelle wo einst das Häuschen von Bruder Konrad Scheuber stand, baute Wolfenschiessen 1697 diese Kapelle.
Aus der Biographie von J.K. Scheuber: Bruder Konrad Scheuber.
(Foto L. von Matt)

ner Glanz schimmerte seit Damians Rückkehr auf ihren, mit Grau durchzogenen, dunkeln Haaren. Tatsächlich wurde des Vaters Schritt von Woche zu Woche sicherer, sein Rücken gerader. Seine Unternehmungslust erwachte aufs Neue.

Mit Luzia fand er nach und nach den Rank. Einesteils war er froh um all die Arbeit, die sie ihm mit leichter Hand abnahm, freute er sich an den exakten, säuberlich eingetragenen Zahlen, den tadellos geschriebenen Briefen und Verträgen, dem tänzelnden Fingerspiel auf der Schreibmaschine und beim Rechnen. Anderseits ging ihm ihre selbstsichere Tüchtigkeit auf die Nerven, dieses über ihn hinweg Hantieren, ihre raschen, entschiedenen Antworten am Telefon und das Alleswissen und Allesausforschen. Und dann blieb ihm auch ständig die warnende Stimme seiner Frau im Ohr, die bei jeder Gelegenheit ihr Misstrauen zum Ausdruck brachte. Sie hatte sonst ein gutes Gespür, seine Frau, eine Art geheimnisvoller Menschenkenntnis. Ihr Ur-

teil hatte noch selten daneben gegriffen. Und oft wäre er froh gewesen, er hätte schon früher auf ihre Stimme gehorcht.

Sobald er Luzia aber wieder einmal verstohlen bei der Arbeit zuschaute, den hübschen Kopf aufmerksam und konzentriert über ein Schriftstück gebeugt sah, dann empfand er ein eigenartiges Mitleid mit ihr, das fast gar eine warme Sympathie aufkommen liess. Er sah sie auch oft nachdenklich und mit einem traurigen Blick, weltverloren auf die Wand schauen und wunderte sich, wie wenig er sie kannte, von ihr wusste.

Vor Tagen hatte er am Abend dringend eine Auskunft haben müssen. Er hatte an die, von ihr angegebene Adresse telefoniert und den Bescheid erhalten, sie sei schon wieder umgezogen. Dabei war vor wenigen Wochen diese Adresse auch geändert worden.

Wie konnte es sein, dass er so lange schon, im gleichen Raum und viele Stunden im Tag mit ihr arbeiten konnte, ohne mehr zu wissen, als was von aussen zu sehen war. Damian war immer besonnen und nachdenklich gewesen, er war gewohnt einem Problem auf den Grund zu gehen. Luzia war freundlich, liebenswürdig, ertrug seine Eigenarten und Launen unvermindert höflich. Aber ihr Wesen war wie in eine glatte harte Porzellanschale eingeschlossen.

In letzter Zeit war Luzia oft gespannt, fast gar nervös und vorsichtig, wie ein gejagtes Wild. Bei gewissen Telefonanrufen war sie imstande, das vor ihr liegende Schriftstück mit den rotlackierten Nägeln zu zerkratzen, oder zu zerknittern. Wenn Briefe kamen, die mit jener markanten, zügigen Frauenschrift an Christian adressiert, dann kam ein leidender Ausdruck in ihr Gesicht. Zu solchen Zeiten war es gut, wenn Damians Pfeifenrauch die Luft durchschwebte, oder wenn er in seiner bestimmten Art ein beschriebenes Blatt vor sie hinlegte und sagte: «Luzia, mach mir aus diesem Geschreibsel einen anständigen Vertrag.» Damian konnte nicht diktieren. Er musste die Buchstaben vor sich sehen, ausmalen, durchstreichen und wieder neu beginnen. Seine Entwürfe sahen oft aus wie eine Wiese nach einem Pferderennen. Aber all die Tage unverändert war ihr freundlicher Gruss, wenn sie zum Essen ging oder nach Feierabend das Büro verliess.

Sie konnte sich auch mit erstaunlicher Initiative in eine schwierige Situation verbeissen, entwickelte eine verblüffende Erfindungsgabe, auf diese und jene Art zum Ziel zu kommen. Im Kampf um den Anteil am Schulhausbau, brachte sie extravagante Ideen vor und half entscheidend mit, das Huhn doch noch rechtzeitig in den Stall zu jagen. Was Damians grobschlächtige Verhandlungsweise und Christians hitziges Draufgängertum nie erreicht hätte, das gelang infolge ihrer delikaten Strategie und mit der subtilen und liebenswerten Art, die sie in Telefongesprächen anwendete.

Nach solchen Erfolgen verlangte sie nicht einen höheren Lohn oder besondere Vergünstigungen. Sie präsentierte ihre Rechnung dem jungen Herrn, dem Christian. Sie wollte ihn um alles in der Welt wieder zu jener Vertrautheit zurückführen, die nach der Badenerfahrt scheinbar in Brüche gegangen war.

Seit seinem Bergunfall hatte sich jedoch im Benehmen Christians etwas verändert, das ihr zu schaffen machte. Sie war sich gewohnt, mit Leichtigkeit Erfolge zu buchen. Untröstliche Verliebte und sogenannte gebrochene Männerherzen, waren ihr keineswegs unbekannt. Der offenherzige, lautere Christian erzeugte aber mit seinem Widerstand in ihr nicht nur eine vorübergehende Verliebtheit. Neben ihrem Ziel hatte sich in ihrem Herzen eine tiefe Zuneigung eingenistet, die sie mit ihrem Willen nicht mehr meistern konnte.

Im hellen Sonnenschein mit rabenschwarzen Gedanken.

Winter, Eis und Schnee verhinderten lange mit dem Schulhausbau zu beginnen. Aber für die Skifahrer war das Wetter ein himmlisches Geschenk.

Eine Spur führt durch den Schnee, weitabvon der vielbefahrenen Piste, bergan mit

den kräftigen Eindrücken der Stöcke, bergab sind es zwei Spuren in den weiten Kessel, hinüber zum Hang und auf die kleine Anhöhe, wo die verschiedenen Hütten stehen, deren Dächer schattenseits meterdick zugedeckt sind.

Auf der Sonnenseite sitzen, an die dunkelbraune Wand gelehnt, ein Mädchen und ein junger Mann und schauen über das Land. Aber nicht nur über Gipfel und Berge, weiße Schneefelder und Waldungen, sie schauen auch wieder einmal in ihre Gesichter, lachen, freuen sich und finden das Leben herrlich und wunderbar. «Du, Vreneli», sagt Christian, «erzähl mir von deinen Gedanken.» «Ich warne dich», entgegnet das Mädchen ernst, «meine Gedanken sind rabenschwarz.» «Dann zeig mir halt deine schwarzen Gedanken», sagt er, «sie sind mir auch sehr lieb.»

Vreneli schweigt. — Schaut einer Bergdohle nach, die in weichem Flug ihr Spiel mit dem Aufwind treibt. «Siehst du, so schwarz wie diese Dohlen ist mein Sinnen.» «Nein, du treibst deinen Spass mit mir», sagt Christian und schaut sein Mädchen fragend an, wundert sich, dass das frohe Gesicht so traurig in den Sonnenschein schaut, erschrickt ob dieser unvermuteten Veränderung. «Ja, sagst du das im Ernst, mein liebes Kind», und fährt dann fort, «dann muss ich erst recht wissen, was dich bedrückt.» Vreneli blickt auf seine Schuhe, von denen der Schnee schmilzt und beginnt: «Hier oben in der freien Welt und so nahe bei dir, bedrückt es mich nicht. Daheim, plötzlich mitten am Tag, oder wenn der Abend aus dem Tal aufsteigt und Ruhe in das Haus kommt, dann lastet es wie ein schwerer Stein.» Christian greift nach Vrenelis Hand: «Sag, was ist es, sag mir doch.»

Die Mutter beginnt zu reden: «Mein lieber Christian, du gefällst mir nicht».

Das Mädchen lässt ihm willig seine Hand, tut einen tiefen Atemzug und fährt fort: «Ich bin immer aufrichtig mit dir gewesen und grad. Jetzt, da du alles wissen willst, will ich das gleiche tun. Ich habe dich gleich zum ersten Mal gern gesehen, habe sogleich erkannt, dass du ein lieber Mensch bist. Dort oben unter dem Wald, da ich keine Ahnung haben konnte, wer du bist und was du kannst. Seitdem ist dies nicht anders geworden.» Vreneli bindet seine Jackenhaube auf, streift sie zurück, greift in die Haare, bietet ihm die Hand wieder dar und fängt wieder an: «Aber du liegst, wie es scheint, ständig mit deinem Vater im Streit. Deine Mutter grämt sich grau deswegen. Du bist in deinem unbeherrschten Zorn imstand, Vaters Unternehmungen in Gefahr zu bringen. Du bist mir ein lieber Bergkamerad. Solche Freundschaft habe ich noch nie erlebt. Und daheim und anderswo hast du noch mehr solche Freundschaften. Die Mädchen sind dir anhänglich. Ich begreife das. Aber wenn du mit deiner Luzia eine offensichtliche Beziehung hast, dann darfst du, wenn du zu mir kommst, wenn wir zusammen sind oder auf Tour gehen, dann darfst du nicht von Liebe sprechen. Mein Herz ist nicht von Stein, du darfst es nicht quälen zu deinem Vergnügen.»

Christian blieb schweigend sitzen. Vreneli lehnt sachte den Kopf an seine Schul-

ter. «Ich habe nicht die Kraft und auch nicht den Mut gehabt, dir dieses Zusammensein, diese Wanderung zu verweigern, diesmal und vorher nicht. Aber du hast jetzt nach meinen Gedanken gefragt und die ehrliche Antwort bekommen.»

Die Sonne scheint, der Schnee fliegt im Wind von jeder Spitze. Und doch hat sich für die zwei jungen Menschen die ganze herrliche Landschaft verdunkelt. Christian wirft seinen Stumpen weit im Bogen in den Schnee. Er steht auf, nimmt seine Ski von der Wand, schlüpft in die Bindung. Vreneli rührt sich nicht, frägt nur erstaunt: «Was willst du tun?» «Heimfahren», sagt er. «Allein», frägt das Mädchen. «Nein, mit dir», würgt er hervor. «Bleib noch eine Zeit, bitte», sagt Vreneli mit weicher Stimme. Er schaut zu seinem Mädchen hin. Sieht wie der verschleierte Blick weit über die Berge gerichtet ist, lässt die Ski liegen und sitzt wieder an seinen Platz. Kein Wort kommt über seine Lippen. Nur seine Hände verkrampfen sich in den Hosentaschen und seine Schuhe kratzen den Schnee.

Wieder kommt die Dohle näher, steigt, gleitet, fällt, zieht einen Bogen, kommt zurück. Ihr Schatten huscht über die Wand, über ihre Gesichter. Pechschwarz ist die Dohle und fliegt in königlicher Majestät.

Der Schatten vom hochüberwölbten Dach wandert. Kein Wort wird gewechselt. Christian beginnt Brot und Wurst einzupacken, sucht die Becher, sieht, dass der von Vreneli noch halb voll ist und sagt: «Magst du noch?» «Nein, danke», und es rührt sich nicht. Christian wartet noch eine Weile, dann legt er Vrenelis Ski bereit und sagt: «Komm, es wird kalt und bald dunkler.» Vreneli gehorcht wie ein verschüchtertes Kind. Dann fahren sie.

Ei, wie der Schnee stiebt, wie Christian hart an der Kante seinen Bogen zieht, als ob ihm ein Sturz über den Fels gleichgültig wäre. Auf dem Sattel hinauf spurt er, nicht zu schnell, nimmt Rücksicht auf Vrenelis Schrittmass. Und nun kommt die letzte langezogene Fahrt bis zum Wald.

Er wartet. Vrenelis Spur ist nicht überall geschlossen. «Mir zittern die Knie», sagt es erschöpft. «Gönn dir ein wenig Ruh, Liebes», sagt er schlicht. Sie bleiben stehen. Die Sonne neigt sich dem Berg zu. Sie fahren den Waldweg hinunter bis zum Stall. Dort löst er die Bindung. Und während er vor ihr kniet, sagt er traurig. «Vreneli, sag deiner Mutter einen schönen Gruss. Und sag ihr, ich weiss jetzt wie es ihr zumut ist.» «Wie meinst du das?» kommt von oben her die Frage. Christian steht auf, fährt mit seiner nassen Hand über Vrenelis Stirne: «Sie wird es wissen, wie ich es meine. Behüt dich Gott und alle guten Engel, Vreneli. Und auf Wiedersehen.» Dann fährt er wie toll den Weg hinunter und in den Wald hinein.

Da Vreneli sich durch den dunkeln Hausgang zur Türe tastet, stösst es an den hängenden Schuh.

Wie Damian sein Herz ausschüttet.

Der Föhn bricht ein. Die trockene Kälte weicht nassen Tagen. Damians Schmerzen werden von Stunde zu Stunde schlimmer. Er kann nur noch für eine kurze Stunde ins Büro herüber kommen. Und das just in der Zeit, da der grosse Bau beginnen sollte. Am späten Abend, Christian sitzt im Büro und rechnet und schreibt, kommt leise die Mutter hinein, dreht ihres Mannes Stuhl um, setzt sich, legt die Hände in den Schoss und frägt: «Störe ich dich?» «Nein Mutter, du störst mich nie. Ich kann auch später noch fertig werden», sagt Christian und wendet sich ihr zu. Dann beginnt die Mutter von dem zu reden, was sie schon lange bewegt: «Mein lieber Christian, du gefällst mir nicht. Seit einiger Zeit rauchst du zuviel — und issest zu wenig. Du bist magerer geworden und bleicher. Ich stelle dir nur eine Frage. Du kannst Antwort geben oder nicht. Das steht dir frei. Denk nur, dass es aus meinem besorgten Herzen kommt, und ich dir nicht weh tun will. Sag mir, ist es wegen Luzia?»

Das ernste Gesicht Christians entspannt sich. Er sagt: «Darauf kann ich dir in aller Offenheit Bescheid geben. Nein!» Die Mutter dankt und will sich erheben, aber er hält sie zurück, und redet: «Ich weiss, es ist so wie du sagst. Ich kann dir jetzt

Der Dom
(Foto A. Klopfenstein)

noch nicht alles erzählen. Nur das sei gewiss, es ist kein Grund dich zu sorgen. Du wirst dich freuen, Mutter, das kann ich dir sagen. Und du siehst ja, die viele Arbeit, das Hasten den ganzen Tag. All das was im Frühling gebaut werden soll, muss eben vorher hier im Büro vorbereitet werden.» «Das versteh ich gut, mein Sohn, bin lange genug dabei», sagt ruhig die Mutter, «ich habe jedoch das Gefühl, es ist nicht die Arbeit, die an dir zehrt.» «Sei gewiss, das geht vorüber», tröstet er sie und fährt dann fort: «Ich habe auch einen Kummer, den ich schon lange gerne mit dir besprochen hätte. Dem Vater geht es schlecht. Wohl ist das Wetter für seinen Reumathismus miserabel, aber es ist nicht nur das Wetter. Ich habe einmal auf der Bahn mit einer Krankenschwester gesprochen, mit einer St. Anna-Schwester von Luzern, die hat mir geraten, der Vater solle sich doch einmal von Spezialisten untersuchen lassen. In ihrer Klinik in Luzern hätten sie oft solche Patienten. Sie werden dort ein paar Tage mit allen modernen Apparaten und Mitteln untersucht. Wenn sie dann genau wissen, von was der Schmerz genährt wird, kann man oft, mit Medizinen, die heute noch wenig bekannt sind, Linderung und sogar Heilung erlangen. Es kann vorkommen, dass nur gewisse Stoffe in der Nahrung vermieden werden müssen. Aber eben, nur wenn man genau und gründlich untersucht hat.»

Die Mutter hört ihm gespannt zu. Eine Hoffnung geht ihr auf, dann senkt sie wieder müde ihren Blick und sagt bekümmert: «Also wieder fort. Dann wollen sie

operieren und probieren, behalten ihn. Er hält das nicht mehr aus.»

Lange bleiben sie zusammen, Mutter und Sohn, am gleichen Kummer nagend. Nach und nach wird es zu einer Verschwörung. Sie beraten, wie sie ihn dazu bringen und überlisten können.

Und tatsächlich es kommt dazu, dass Damian an einem regnerischen Vormittag in der Klinik der St. Anna-Schwestern, in einem hübschen Zimmer mit freiem Blick auf den See, eingebettet wird. Liebe Schwestern pflegen, umsorgen und beruhigen ihn. Zwei Ärzte untersuchen ihn in verschiedenen Räumen, mit Maschinen und Apparaten, die er sich nie hätte vorstellen können, elektrisch, magnetisch, medizinisch, da bleibt kein Geheimnis mehr verborgen. Jeder Tag bringt seine Qual, aber auch immer mehr Vertrauen. Wenn er von den Versuchen sich erholt, die notwendige Anzahl Pillen und Tropfen geschluckt hat, darf er sogar seine Pfeife stopfen und dem blauen Rauch nachschauen. Und dazu kommt auch gelegentlich Sr. Anna-Marie, die so breit wie er, seinen Dialekt spricht und nach den Leuten im Tal frägt.

Und einmal mitten in der Nacht, setzt sie sich zu ihm ans Bett. Sie muss der Nachtschwester Aushilfe leisten. Da gibt es ein ergiebiges Plauderstündchen, das die lange Nacht auf köstliche Art verkürzt.

Bei dieser Gelegenheit erzählt auch Sr. Anna-Marie, dass sie seinen Sohn kennt, und wie er ihr gut gefallen habe. Damians Augen leuchten. Es ist sonst nicht seine Art, das Herz auszuschütten. Vielleicht ist es wegen der Langezeit, vielleicht haben die Mittel eine solche Wirkung, er redet von seinem Christian, wie von seinem liebsten Freund. Wie er arbeitet und überlegt: «Wenn er etwas im Kopf hat, dann hat er's wie ich, der lässt nicht locker und wenn er nächtelang studieren und abwägen muss. Ein Jahr ist ihm nicht zu lang um einen Versuch zu machen, oder Schwierigkeiten zu zwängen. Und treu ist der Christian, treu wie lauteres Gold. Ich bin ja nicht gerade der Zimperlichste und der Feinste. Das macht ihm nichts aus. Wenn ich ihn anfahre, dann läuft er rot an, dann zeigt sich an seiner Stirne eine Ader, die man sonst nicht sieht. Er aber sagt kein einziges Wort und am Nachmittag pfeift er den Berner-Marsch und ist wieder gut und wie immer. Den Plazi hat er einmal zu hart angefasst, das war dumm. Ich hab es ihm vorher gesagt und nachher. Aber schliesslich, die Jungen müssen auch einmal auf Stein beissen und dann die Folgen tragen, bis ihnen der Kopf richtig tief zwischen den Schultern sitzt.»

Die Schwester hört ihm mit wachem Interesse zu, freut sich wie er redet und frägt dann: «Der Plazi, ist das euer Gemeindepräsident?», sagt aber kein Wort, dass er ihr Onkel ist. «Ja natürlich, und Ratsherr und will noch höher hinauf», fährt Damian fort. «Ein gescheidter Kerl und in allen Gesetzen daheim, wie ein Advokat, aber wenn er zuviel zwängen will, dann schlüpft ihm einmal der Schlüssel ab und er tüpft seine Nase ein. Eh nun, jeder macht's auf seine Weise. Ich möchte nicht in seinen Schuhen stecken. Die Gunst des Volkes, das ist mir zu wenig solider Boden. Ich habs gern mit einem währschaften, guten Fundament zu tun. Ich bin eben vom Bau.»

Ein kaum hörbarer Summton rief die Schwester auf den Posten. Bevor sie aber verschwand, musste sie ihm noch das Instrument zeigen, das klein wie eine Zündholzschachtel, ohne Draht und Verbindung plötzlich diese Meldung durchgegeben hat. Diesem winzigen Sender dachte er noch lange in die Nacht hinein nach und kam auf die Idee, es wäre vielleicht doch noch möglich, dass ihm mit all den Instrumenten und Apparaturen geholfen werden könnte.

Nur ein einziges Wort.

Nächte so lange und nahezu so schmerzliche, wie Damian durchlitt, durchwachte Vreneli. Die Heimkehr von der Alphütte in sausender Fahrt, der Abschied Christians und seine lebensgefährliche Schussfahrt in den Wald, begleitete das Mädchen Tag und Nacht. Jetzt nahm Vreneli den Felix zu allen seinen Arbeiten mit, tröstete sich an seinem Geplauder, suchte in

seinen Augen den Glauben an die Menschen wieder zu finden. Aber in der Nacht schlief der kleine, liebe Kerl. Im Dunkel ist alles schwarz und wird mit Drehen und Wenden noch schwärzer. Wenn man es vorher nicht weiss, sobald man es verloren hat, erkennt man den Wert des Verlorenen. «Vielleicht ist alles nicht wahr», dachte Vreneli dann wieder, «vielleicht hat Onkel Plazi übertrieben, wie er das gerne tut. Es kann sein, er ist nur eifersüchtig, das soll bei Männern auch vorkommen und dann noch heftiger und hitziger. Warum hat Christian kein Wort gesagt, keine Widerrede, keine Verteidigung. — Ein Wort hat er doch gesagt, ganz am Schluss. 'Auf Wiedersehen' hat er ganz laut und fest gesagt. Warum aber ist er nicht gekommen die ganze Zeit, hat er nicht geschrieben, nicht eine Zeile?»

Derart wälzten sich die schwarzen Gedanken in Vrenelis Kopf. Das Herz wollte diese Qual nicht mehr aushalten. Es hätte die Kissen zerbeissen, sich das Gesicht zerkratzen mögen, wenn das nur ein wenig geholfen, nur für eine Mitternachtsstunde Linderung gebracht hätte.

Und dann, nach Wochen, kam ein Brief von ihm. Nur eine Zeile:: «Willst du mir vertrauen, an mich glauben. Christian.»

Diese Frage traf Vreneli mitten ins Herz, liess es erzittern, wie bei einem nahen Blitz. Am ersten Abend brannte sein Licht lange. Füllten sich die Seiten auf dem Briefpapier. Am Morgen verbrannte es heimlich viele Blätter. Vreneli war nicht so geartet, blind in ein unbekanntes Schicksal hineinzulaufen. Mit dieser Frage waren seine Zweifel nicht gelöst, die Tatsachen nicht entkräftet. Vreneli glaubte ein Recht zu haben auf eine klare, eindeutige Aussprache. Ein Recht auf Beweise.

Aber kümmert sich das Herz, kümmert sich die Liebe um das Recht? Tage später stand es mitten in der Nacht auf. Jetzt waren ihm die richtigen Worte eingefallen, jetzt wusste es wie schreiben. In seinen römischen Schlafrock eingehüllt, sass das Mädchen am Tisch und gewahrte, dass diese Worte nicht so leicht auf das Papier flossen, wie sie in der Dunkelheit durch den Kopf gingen. Und wieder verbrannte es die Bogen. Nun war es gewiss, dass diese Not mit einem Brief nicht gewendet werden konnte. Vreneli wollte mit ihm reden, ihm dabei ins Gesicht schauen, den Klang seiner Stimme hören und daraus erfahren, ob die Worte echt und wahr seien.

Schwester Anna-Marie verkürzte Damians lange Nacht mit einem Plauderstündchen.

Am Tag, es war allein zuhause, kamen neue Gedanken auf: «Kann der Mensch die Zukunft zwingen? Ist er nicht jederzeit blind und geht einen Weg, weiss nicht, ob er in die Sonne oder in den Abgrund führt? Ist nicht das Vertrauen und der feste Glaube der einzige Halt.» Vreneli dachte an die Schicksale, denen es in seinem jungen Leben begegnet ist und an jene, von denen seine Schwester Anna-Marie erzählt hat. Hinter der glatten, hohen Stirne des Mädchens zogen viele Menschen, Leiden und Freuden vorüber. «Mein lieber Gott», sagte es laut, «führe du mich deinen Weg. Liebe heilige Mutter Maria, behüte und geleite mich, dann kann ich nicht über mei-

ne Grenzen hinausgehen, nicht unter einer schweren Last erliegen.»

Lange Zeit verharrte es in seinem Beten. Dann reckte es sich hochauf, schritt entschlossen zum Telefon, wählte die Nummer. Mit Schrecken dachte es daran, dass nun wohl wieder die Stimme jenes Fräulein zu vernehmen sei. Legte den Hörer hin und begann wieder zu bitten um die rechte Einsicht, um ein Ende seiner Qual.

Drei Tage später, während vom Dorf her die Glockentöne heraufkamen, sprang es in sein Zimmer hinauf, nahm das Briefpapier aus der Schublade und schrieb mit grossen Buchstaben: Ja! und einige Zeilen weiter unten: Vreneli.

Den Brief gab es noch am gleichen Abend dem Vater mit.

Von einem mysteriösen Bundesbeamten.

Im Büro des Baugeschäftes läutete das Telefon. Fünfmal, zehnmal, Mutter Agnes eilte hin. Die Türe war noch verschlossen. Christian war mit dem Architekten auf den Schulhausplatz gegeangen. Luzia war nicht gekommen.

In der Kammer turnte Damian nach den Vorschriften des Arztes und musste nachher jeweils noch eine halbe Stunde liegen. Nun kam die Mutter zu ihm hinein und sagte, ein Herr von Bern habe sich für diesen Vormittag angemeldet. Sie habe nicht genau verstanden, wer es sei, sie glaube, er habe Staatsanwaltschaft gesagt, könne das aber nicht sicher behaupten. «Wo ist denn die Luzia?» fragte er ungeduldig. «Sie ist nicht da und ihre Tasche ist nicht im Pult. Wenn sie mit dem Christian hinüber gegangen wäre», erwiderte die Mutter. «Was Staatsanwaltschaft», grunzte Damian, «das wird ein Prüfer von der Umsatzsteuer oder von der AHV sein. Ich komme!»

Schlecht gelaunt und hinkend schleppte sich Damian ins Büro. Das war bisher noch nie vorgekommen, dass Luzia nicht pünktlich war. Und ausgerechnet dann, wenn alle Listen und Geschäftsbücher vorgezeigt werden mussten, dann natürlich, dann war sie weg.

Er begann im Geldschrank zu suchen. Schleppte mühsam Bücher und Karteien auf die Pulte und schimpfte vor sich her: «Ich weiss nicht, wo das Zeug ist. Alles ist umgestellt. Organisation sagt sie dem, wenn man nichts mehr findet, neues System, wenn alles versteckt ist. Ich werde ihr die Flausen vertreiben, sobald sie kommt. Mit dem ewigen Umeinanderliegen komme ich ganz aus dem Kurs.» Er nahm die Blätter der Buchhaltung in die Hand und kontrollierte: «Abgeschlossen! Prima! Das macht sie gut. Will doch gleich versuchen anzufragen, ob sie krank ist. Hat doch nicht schlecht ausgesehen, gestern, habe nichts Besonderes bemerkt.»

Er greift zum Telefon. Besetzt! «Immer ist besetzt, mich nimmt nur wunder, was die vom Telefon machen. Jedes zweite Jahr zieht man neue Kabel und immer ist die Leitung überlastet. Ja richtig, heute muss noch die Offerte fort, für die Kabelverlegung. Letzter Termin!» Er schaut in seinen Taschenkalender. «Der ist auch hagelvoll. Wenn nur Christian käme. Aber den kann man jetzt auch nicht wegsprengen, wenn es endlich soweit ist, dass wir mitmachen können.»

Der Briefträger kommt. Vater muss unterschreiben und zahlen. Münz suchen. «Dummes Zeug, das hat doch bisher immer die Luzia besorgt.» Er schmeisst die ganze Post auf Christians Pult und holt das Formular des Telefonamtes, beginnt zu rechnen, sucht die Tabellen, vertieft sich in die Zahlen und vergisst, dass er eine halbe Stunde liegen sollte.

Es klopft. Auf seine barsche Antwort tritt ein Herr in dunklem Mantel mit einer dicken Ledermappe ein, Brille mit schwarzen dicken Rändern im Gesicht und stellt sich vor. «Huber.» «Was wollen Sie?» frägt Damian und zeigt wenig Freude. «Habe ich den Chef der Firma vor mir?» frägt er. «Ja Chef und Patient und notgedrungen Faulenzer», sagt Damian. «Gestatten Sie, dass ich mich zuerst legitimiere», er legt zwei Schriftstücke vor, «ich bin von der Bundespolizei.» Damian nimmt die Karte mit der Foto des Bebrillten in die Hand, liest und sagt: «Das ist ein Irrtum. Mit der

Polizei habe ich nichts zu tun.» «Sie sind also der Inhaber der Firma, persönlich? Das freut mich. Darf ich Platz nehmen?» Damian in Hemd und Hosen, die Füsse in dicken ausgelatschten Endefinken, die Hemdärmel aufgekrempelt, hat nichts dagegen.

Der Herr setzt sich auf Luzias Drehstuhl. «Gestatten Sie, dass ich einige Fragen an Sie richte. Sie beschäftigen ein Fräulein namens Luzia? Sie haben zwei Söhne in Montevideo. Das Fräulein wohnt in Luzern, Murbacherstrasse 16? War vorher in Paris? Haben Sie bei der Anstellung Zeugnisse und Arbeitsausweise geprüft und feststellen können, wo sie früher gearbeitet hat?» Damian winkte unwillig mit seiner Hand und sagte: «Hören Sie auf. Ich bin kein Lexikon. Das hat überhaupt alles mein Sohn gemacht. Er wird in einer Stunde oder vor oder nach dem Mittagessen heimkommen. Er ist jetzt nicht zu erreichen. — Aber mit meinen Söhnen in Südamerika hat Luzia nichts zu tun.»

Ein Herr in dunklem Mantel, mit Ledermappe und Brille trat ein.

Mit einem Griff in die Mappe, nimmt Herr Huber ein Aktenbündel hervor, beginnt zu blättern und sagt: «Nun, so will ich Ihnen einige Angaben machen. Das Fräulein Luzia ist kein Fräulein, sondern eine Frau, das heisst, sie ist trotz ihrem jugendlichen Alter bereits Witwe. Sie war mit einem französischen Offizier verheiratet, der bei einem Autounfall in der Bretagne ums Leben gekommen ist. In seiner Hinterlassenschaft fand man Dokumente, die auf Waffenhandel hindeuten, bei dem seine Frau sich namhaft beteiligt hat. Sie ist aus Paris verreist, ohne dass die dortige Polizei bisher ihren Aufenthaltsort ausfindig machen konnte. Frankreich verlangt sie zum Verhör. Wir haben sie gestern abend, beim Verlassen des Bahnhofs gefasst. Darf ich von Ihren Schreibmaschinen einige Schriftproben nehmen und vielleicht auch ihre Schubladen untersuchen?»

Mit halb zugekniffenen Augen sitzt Damian da, überlegt sich die Worte und sagt: «Hat meine Frau doch wieder recht gehabt. Zeigen Sie mir noch einmal Ihre Ausweise, Herr Huber.» Dann gibt er sie nach genauer Prüfung zurück und sagt: «In diesem Falle kann ich nichts dagegen haben. Machen Sie, was Ihre Pflicht ist.»

Nun wird Herr Huber plötzlich sehr lebhaft. Nimmt ein Blatt, schreibt auf jeder Schreibmaschine ein paar Zeilen, frägt nach der privaten Schublade der französischen Witwe. Stellt fest, dass sie verschlossen ist, nimmt einen Bund Instrumente aus seiner Mappe, probiert, manipuliert und hat in kurzer Zeit die offene Schublade vor sich.

Damian steht ächzend auf, kommt herzu und was sehen die vier Augen? Schreibzeug, eine Nagelfeile, einen unbeschriebenen Block, einen Spiegel mit Goldrand, Puder, Lippenstift und ein zerknülltes, seidenes, buntes Tuch.

«Eine bescheidene Beute», bemerkt Herr Huber und frägt: «Darf ich diese Dinge mitnehmen. Ich gebe Ihnen eine Quittung mit genauem Beschrieb. Fräulein Luzia wird wahrscheinlich einige Zeit zurückgehalten. Ich würde Ihnen anraten, eine andere Kraft zu engagieren.» — «Schade», sagt Damian, «sie war sehr tüchtig.»

Nach den notwendigen Formaliäten und einem kräftigen Danke und Händedruck

verschwindet Herr Huber und läuft eilig die Stiege hinab.

«Mutter! Mutter! Agnes!» ruft Damian mit einer Stimme, wie ein Löwe in der Wüste Sahara, «so komm doch endlich!» Sie erschrickt, sie kennt das Gebrüll von früheren Zeiten her, trocknet die Hände an der Schürze und rennt. Kaum eingetreten, schmeisst ihr Damian die ganze Geschichte vor die Füsse und sagt: «Du, du hast wieder einmal richtig gesehen!» Mutter muss sich setzen. Sie hat das Zittern in den Knieen. Sie kann sich kaum fassen. «Nein, das hätte ich ihr doch nicht zugetraut.»

Wie ein Schatten lautlos aus dem Nebel kommt.

Vom Hofplatz her ist Christians Stimme zu vernehmen, der seine Anweisungen gibt. Auch er wird mit der selben Löwenstimme heraufbeordert und bekommt plitsch platsch das unerhörte Ereignis dieses Vormittags vorgesetzt. Er sitzt auf sein Pult und hört zu, während die Mutter mit gespannter Aufmerksamkeit sein Gesicht betrachtet. Er ist überrascht und betroffen, er kann es und will es nicht glauben, fasst sich ans Kinn, sinnt und grübelt und sagt endlich: «Herrgott, hab ich — haben wir Glück gehabt, dass wir nicht hineingezogen wurden.»

Wie er so nachdenklich vor sich niederschaut, sieht er auf dem Pult die Zeitungen und die Briefschaften von der Post obenauf ein zerknittertes Couvert mit Vrenelis Handschrift und sagt nochmals laut: «Gott sei Dank!»

Sobald die Mutter wegschaut, greift er nach dem Brief und steckt ihn in die Tasche. Unterdessen hat Damian weitergedacht. Er weiss, was heute noch geschehen muss. Ihm tanzen die Notizen seines Terminkalenders vor den Augen. Weiss, dass dies alles ohne die flinken Hände Luzias erarbeitet werden muss und spannt den Christian wie in einen Schraubstock ein. Dieser kann nur kurz vor dem Essen für einen Moment auf die Laube hinaus stehen und den Briefumschlag aufreissen. Er starrt auf die fast leeren Seiten, sieht die zwei Worte und möchte jauchzen.

Während dem Essen schaut die Mutter immer und immer wieder zu ihrem Sohn hinüber, kann nicht begreifen, dass er den Verlust so gefasst überwindet. Ja sogar mit übermütiger Heiterkeit spricht und mit gewaltigem Appetit zugreift.

Unmöglich jetzt wegzukommen! Unmöglich jetzt hierzubleiben! Christian wird von zwei Begehren nahezu auseinandergerissen. Er arbeitet in verbissener Wut. Er schlägt mit Wucht auf die falschen Tasten seiner Schreibmaschine, muss korrigieren und radieren und kommt nicht vorwärts. Muss die Offerte schreiben und sollte dringlich auch die Besprechung mit dem Architekten notieren, die Maurer und Arbeiter instruieren. Es wird dunkel, bis er mit dem Wagen wegfahren kann.

Seine Scheinwerfer durchlöchern die Nacht, zünden auf Hag und Baum, durcheilen die Dörfer, durchdringen den Wald, schwenken in Kurven, zittern im Nebel auf der holperigen Strasse und löschen auf einer Bergwiese aus.

Er geht über die Matte auf das unbeleuchtete Haus zu, steigt zwischen Speicher und Stall hinauf und sieht, dass Vrenelis Fenster ohne Licht ist. Dreimal lockt ein Kauz mit seinem gespenstischen Ruf, und wieder drei Mal. Dann bewegt sich das Fenster. Ein Kopf neigt sich heraus, ein Wort wird geflüstert, ein Ja! Und nochmals schreit der Kauz.

An die obere Speicherwand gelehnt, wartet Christian, hört sein Herz schlagen, das Spiel des Windes im Wald, sieht eines Fuchses grüne Augen aufleuchten und wartet. Weiches, mildes Mondlicht sickert durch den dünnen Nebel. Ein Schatten kommt lautlos auf ihn zu. Er geht ihm entgegen und hält Vreneli in seinen Armen, «Christian» hört er, und sonst kein einziges Wort, denn beiden ist von lieben Lippen für lange der Mund verschlossen.

«Du liebes, tapferes Kind», sagt er, «ich will dir dein Vertrauen belohnen, mit allem, was ich dir geben kann, mein ganzes Leben.» Und dies Versprechen besiegeln sie mit bebendem Mund. Dann gehen sie eng umschlungen durch den weissen Schleier, durch das geheimnisvolle Silber-

licht. «Wie lange haben wir uns nicht gesehen», beginnt Vreneli, «wie viel kostbare Zeit ist dahingegangen. Und doch, es war auch so kostbare, wertvolle Zeit für uns. Nie hätte ich sonst erfahren, wie lieb du mir bist. Nie hätte ich so viel Mut zusammenfassen können.» «Liebes Vreneli, ich habe ja die ganze Zeit den Himmel angefleht», fällt er ihm ins Wort, «dass deine Liebe nicht ersticke, unter so viel Lug und Trug. Und jetzt habe ich dich gewonnen, jetzt, wo ich dir die Wahrheit kundtun kann. Aber vorher noch eine kleine, nebensächliche Frage. Möchtest du in einem alten oder in einem neuen Hause wohnen?»

«Weißt du, was ich möchte? Nur von unserer Liebe reden. Am liebsten möchte ich dich gleich dabehalten, heimnehmen und mit dir in den kommenden Frühling hineingehen», flüstert das Mädchen und bleibt stehen. Sie finden die Sprache der Liebe, die keiner Worte bedarf.

Die Matte auf der Hinterhöchi ist breit und zieht sich bis zum Wald hin. Plötzlich stehen sie vor einem Schatten, schmal und so hoch wie ein kleiner Mensch. Will sie eine Spuckgestalt erschrecken? Duckt sich ein Jäger und Lauscher vor ihnen? Sie kommen ihm nahe. Sie sind ohne zu ahnen bis zum Bildstöcklein gekommen, das unweit des Waldes auf einem Stein steht. Das Bild darin ist nicht zu erkennen. Christian leuchtet mit der flatternden Flamme eines Streichholzes. Alsogleich grüsst sie das liebliche Bild der Gottesmutter mit ihrem Kind und dem goldenen Heiligenschein. Sie lächelt, als hätte sie schon lange Zeit auf dieses Paar gewartet.

Christian leuchtet mit der flatternden Flamme eines Streichholzes.

Im Stumpen- und Pfeifenrauch.

Das Aufrichtefest musste verschoben werden. Sr. Anna-Marie wollte auch dabei sein. Darum wurde es auf ihren freien Tag festgesetzt. «Haus oder Stall», hatte der Vater gesagt, «wo ein Grotzli mit Bändern auf dem First steht, muss ein Fest gefeiert werden.» Am Nachmittag hämmerte noch der Zimmermann und karettete noch Giovanni. Toni hatte sein Klarinett aus dem Etui genommen und Franz seine Handorgel mitgebracht. Sie übten eifrig vor dem Speicher. Während die Mutter in der Küche rüstete, und Felix mit einer weissen Schürze angetan umherrannte, sassen Vreneli und seine Schwester an der Sonne hinter dem Haus und hatten gar viel zu bereden und zu tuscheln. Sie war seit der Zeit, da Damian in der Klinik war, nie mehr nach Hause gekommen. — Für lange Briefe blieb ihr wenig Musse, darum wusste sie Vreneli viel Neues und Interessantes aus dem Spital zu berichten.

In der Stube sass Balz auf dem Kanapee, stocherte und guselte in seiner Pfeife herum. Neben ihm, auf der Bank hinter dem Tisch hockte Christian und zog an seinem Stumpen, der wollte nicht recht brennen und gab ihm viel zu tun. Unterdessen suchte er nach einem guten Anfang seiner Rede. Warf den Glühstengel endlich aus dem Fenster und sagte: «Du Balz, dir können wir ja nichts vormachen. Aber ich möchte

dich nun doch fragen, freut es dich, wenn du mein Schwiegervater wirst, oder jagst du mich ab der Hinterhöchi?»

Balz, eben mit dem Anzünden seiner Pfeife beschäftigt, schaute über die aufsteigende Glut zu Christian hinüber und frug: «Ist das dein Ernst?» «Heilig ernst», sagte Christian feierlich, «und Vreneli auch.» Balz putzte seine Hände an den Hosen ab und meinte: «Wegen mir, ja, ich gebe das Vreneli nicht gern. Es ist ein liebes Kind. Aber es wäre doch nicht mehr lange hier geblieben. Und wenn es schon fort will. Dir lass ich es lieber. Nur meine Frau, die hat mit ihrem Bruder, dem Plazi, über dich gesprochen. Ich habe ihr zwar gesagt, der hat dir schon manchen Bären aufgebunden, der Plazi, und hinterher ist alles wie Wasser zerronnen. Die Anna-Marie hat ihr zwar heute einen bösen Eiterzahn herausgelüpft in dieser Beziehung. — Ja man kann sagen, Vreneli wäre für uns nicht ganz aus der Welt. Das wird bei ihr gelten. Wenn du zum Vreneli Sorg gibst, so wie es dir eine gute Frau wird. Dann habt ihr ein Glück vor euch. Sag aber heute nicht zu viel. Seitdem wir selbst in aller Leute Mund gewesen sind, ist sie bei Überraschungen ungewiss.»

Der gute Balz konnte ja nicht wissen, was seit der Ankunft Anna-Maries in der Küche, auf der Laube und hinter dem Haus alles gesprochen und geredet worden war und wie die Mutter und ihre zwei Töchter nur darauf warteten, bis der Vater endlich mit seiner langen Rede ein Ende mache.

So wurde das Aufrichtefest auf Hinterhöchi für jene, die Bescheid wussten, ein heimliches Verlobungsfest.

«Dem lieben Gott sei tausenfältig Dank!»

Heimgekehrt, fand Christian seinen Vater schon am frühen Morgen im Büro. Er warf nur einen kurzen Blick auf seinen Sohn, beugte sich sofort wieder über seine Papiere und brummte: «Die Alten schaffen und die Jungen treiben sich in der Weltgeschichte herum.» Christian, das ganze Herz voll Freude und den Kopf voll Schlaf sagte: «Ich bin nur fort gewesen, um eine neue Kraft für unseren Betrieb zu suchen. Ich habe gute Aussichten, aber nicht für sofort.» «Früher haben wir's auch allein gemacht», meinte der Vater. Und tatsächlich, seitdem er die neuen Mittel nahm, ging es ihm bedeutend besser. Er schimpfte zwar bei jedem Essen wegen der Tropfen und der Pillensucht, und weil er nun eben eine Extraplatte vorgesetzt bekam und nicht mehr nach Speck und Rauchwurst langen durfte.

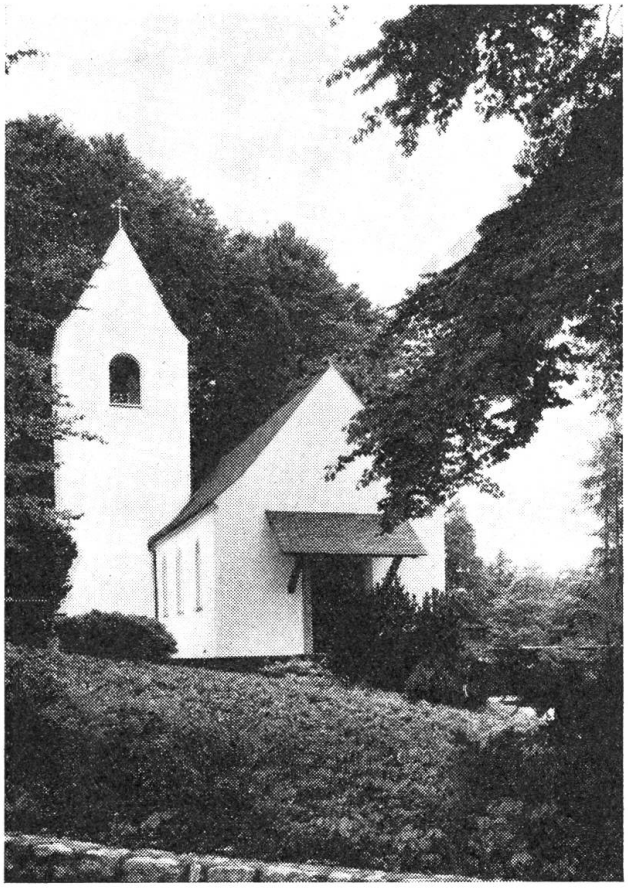
Die Arbeit, die ihn stets bedrängte, hätte auch einen gesunden Riesen bodigen können. Das Schulhaus wuchs in die Höhe. Die Zusammenarbeit mit der auswärtigen Baufirma brachte auch allerhand Schwierigkeiten. Und dazu die Aufträge an der Strasse, an der Bachverbauung, das Dorfhaus und der lange Graben. — Am Abend war der Vater müde, wie zerschlagen und kroch rechtzeitig unter die Decke.

Einmal in dieser Woche aber hielt ihn Christian zurück. «Du Vater, kann ich noch ein Wort mit dir reden?» «Habe nicht mal die Zeitung gelesen», gab er unwillig zurück. «Warum? Was ist?» «Du hast doch seinerzeit das Bodenhaus wegen dem Land gekauft», fragte Christian, «um darauf zu bauen und weil es direkt an unserer Liegenschaft Anstoss ist. Was meinst du, wenn man dem Stoffel, der jetzt drinn wohnt, auf den Herbst kündigen würde. Bis zum Frühling könnte man das Notwendigste umbauen und herrichten. Wäre Schärmenarbeit für den Winter, und im Frühling könnte ich dann mit meiner jungen Frau, mit dem Vreneli, dort einziehen und Wohnung nehmen.»

Damian schaute mit einem bärbeissigen Gesicht und mit funkelnden Augen zu seinem Sohn hin. Schlug mit der Faust auf sein schmerzendes Knie, «Auw», und fragte rauh: «Bist du denn total verrückt? Wir versaufen in der Arbeit und du willst noch solche Gsparramenten machen! Was ist das für ein Vreneli?» Christian, der hinter dem Poltern des Vaters und hinter der durchfurchten Stirne die heimliche Freude wohl erkennen konnte, sagte lang-

sam und mit würdiger Betonung: «Das ist dem Ratsherr und Gemeindepräsident Plazi seine leibliche Nichte, ab der Hinterhöchi.»

Ein Kugelblitz und Donnerschlag hätte den guten Vater nicht so erschrecken und einstauchen können. Geduckt sass er in seinem Stuhl und doch funkelten Lichter aus seinen halbgeschlossenen Augen. «Jetzt weiss ich, warum du mit dem Stallbau dort oben so viel Zeit vertrödelt hast. Das Mädchen habe ich schon gesehen, ein halbes Kind.» «Ja, und seine Schwester», fiel ihm Christian ins Wort, «die hat dich in der Klinik in Luzern jeden Tag besucht, hat die längste Zeit mit dir geplaudert, so viel ich weiss, ist doch St. Anna-Schwester dort.» «So», meint der Vater, «so, ja das ist kein schlechtes Holz. Wenn das Vreneli von dieser Art ist, dann kannst du es ruhig einmal herbringen. — Und wegen dem Bodenhaus, das ist keine dumme Idee, die werde ich mir durch den Kopf gehen lassen.» «Ich danke dir, Vater», sagte Christian, «aber sage der Mutter noch nichts, ich will sie am Sonntag überraschen.»



Nidwalden ist um ein prächtiges Bauwerk reicher geworden. Ohne Inanspruchnahme öffentlicher Gelder aus öffentlicher Hand wurde die Kirche auf Bürgenstock vergrössert und sehr kunstverständig restauriert.
(Foto P. Weber)

An eben diesem Sonntag, nach dem Mittagessen, beim schwarzen Kaffee sagte Christian zur Mutter: «Du hast es in letzter Zeit viel zu streng gehabt und zu aller Arbeit auch noch die Rennerei mit dem Telefon. Wollen wir nicht heute einmal einen gemütlichen Nachmittag halten?» «Wo denkst du hin», begann sie zu reden, «ich kann nicht aus dem Haus und wenn ich schon Zeit finde, dann um meine müden Beine auszustrecken.» «Eben das will ich ja, dass du mir nicht aus dem Haus gehst, ich muss nur noch schnell fort und dann bringe ich dir etwas Hübsches zum Zeigen.»

Damian meinte: «Ich leg mich hin. Solche Spässe sind nichts für meine krummen Knochen.» Und die Mutter: «Ich gehe in die Küche und schaue, dass es vorwärts geht.» — Christian verzog sich aus der Stube und bald hörten sie den Wagen anlaufen und in eiliger Fahrt davonfahren.

Eine kurze Stunde darnach, Damian war kaum von seinem Schläfchen auf dem Stubenkanapee aufgewacht, hört er Schritte die Treppe hinaufkommen. Er reckt sich hoch, stellt seine Beine auf den Boden, schliesst seinen Kragen und schaut ob die Vorderfront gut in Ordnung ist. Zu gleicher Zeit schiebt Christian Vreneli durch die Türe herein, fasst seine Hand und sagt: «Hier, Mutter, bringe ich dir eine Hilfe. Sie kündigt nicht, sie raucht nicht, hat keine lackierten Fingernägel, kann vorzüglich kochen und wie der Blitz ans Telefon laufen.» Damian schaut mit verschränkten Armen und prüfendem Blick auf das Mädchen und sagt: «Aus dem Gesicht geschnitten, die Anna-Marie.» Mutter steht da,

weiss nicht recht, was sie denken soll. Nun geht Vreneli auf sie zu, reicht ihr die Hand und sagt: «Grüss Gott, Mutter!» Die Mutter nimmt auch ihre Hand aus der Schürze, und schon steht Christian dabei und sagt voll Freude: «Mutter, das ist mein liebes Vreneli, will meine Frau werden und möchte noch gerne wissen, ob es dir gefällt.» Ein Leuchten glänzt aus Mutters Blick. Mit Wohlgefallen schaut sie in das liebliche Gesicht, in die treuen, blauen Augen und frägt: «Ist das wahr? Du, Christian, bringst mir eine solche Braut? Dem lieben Gott sei tausendfältig Dank! Aber wie steh ich da. Kommt setzt euch an den Tisch. Nein, das ist jetzt eine Überraschung! Wie ein Stern vom Himmel, mitten am Tag! Und wer bist du?» Damian ist unterdessen auch näher getreten, hat seine starke Hand hingestreckt. Vreneli sagt: «Guten Tag, Vater!»

Jetzt aber heisst es Platz nehmen an dem grossen Tisch. Dann werden Gläser gebracht und Süssigkeiten. Vreneli wird von drei Augenpaaren betrachtet und durchforscht. Es ist nicht verlegen, frohgemut und mit klarer Stimme gibt es Bescheid. Bescheiden erzählt es von daheim und lacht überfroh, da es berichtet, wie es den Christian zum ersten Mal als Faulenzer gesehen hat. Vreneli nippt an seinem Glas. Vater Damian bläst unermüdlich blauen Rauch aus seiner Pfeife. Dies unterbricht er nur, wenn er eine Frage stellt. Der alte Damian hat schon oft in seinem Leben ähnliche Gespräche geführt, ist oft vor einem jungen Menschen gesessen um zu erforschen, was er wert ist. Die Antworten, die er bekommt, der freie, klare Blick und das offene, liebe Gesichtlein gefallen ihm ausnehmend gut.

In ihren Stuhl zurückgelehnt schaut die Mutter von der Seite her zu, lauscht dem munteren Gespräch. Für sie ist diese Stunde voller Freude. Eine Last fällt ihr vom Herzen. Nun ist Christian bald dreissig Jahre alt, wie lange hat sie Angst gehabt um ihn. Und die letzte grosse Angst, vor kurz vergangener Zeit, die war noch die schmerzlichste. Christian steht auf, öffnet das Fenster, zeigt zum Bodenhaus hinüber, das in seinem braunen Holzgewand und seinen roten Blumen an den Fenstern in der Frühlingssonne steht und frägt: «Vreneli, wie gefällt dir das? Wenn du willst, wird das für uns blitzsauber hergerichtet.» Wie leuchten des Mädchens Augen, wie greift es sich ans Herz. Kann seinen Blick nicht von diesem Traum wegwenden, bis es dem Vater und der Mutter die Hand in beide Hände nimmt und mit jubenldem Herzen dankt.

Sechs Flaggen wehen im Morgenwind.

Lieben und getrennt sein, das ist ein bitteres Los.

Vreneli will nicht mit leeren Händen einziehen. Es will die Zeit nützen, um seine Ausbildung zu ergänzen, sich mit der Eigenart seiner kommenden Stellung vertraut machen. — Ein auswärtiger Berufskollege Christians hat versprochen, Vreneli in seiner Firma in alle Arbeiten auf der Verwaltung einzuführen. Vreneli will etwas vom Beruf ihres Mannes verstehen.

Das Schulhaus kam in dieser Zeit unter Dach. Die Innenarbeiten gingen gut voran. Im späten Frühling unter Föhnwolken und hellen Nebelstreifen, im Wechselspiel von Licht und Schatten, wurde die feierliche Übergabe vorgenommen. Das Dorf beflaggt, Girlanden weit gespannt, Fähnchen zu hunderten an den Fenstern, auf der Einzäunung, in den Kinderhänden, besammelte sich das Volk vor der grandiosen Freitreppe. Ein Kinder-Schauspiel wurde aufgeführt, Lieder gesungen. Der Herr Architekt trat auf die Stiege, hielt eine Ansprache, angesichts der lauschenden Menge und überflattert von sechs riesigen Flaggen, die in zwei Reihen von den höchsten Gerüststangen wehten. Er überreichte mit schlichten Worten den Schlüssel des neuen Schulhauses dem Gemeindeoberhaupt, dankte für das Vertrauen und gab der Hoffnung Ausdruck, dass sein Werk der Jugend und der Dorfschaft gute Dienste leisten möge.

Dann erst wurde eine Rednertribüne auf die Freitreppe vor das Portal hingestellt, voran das Wappen der Gemeinde, von

Tannenzweigen umkränzt. Die Musik spielte ihren schönsten Marsch. Die Menge trat näher, da der Plazi in seinem feinsten Staat das Rednerpult betrat, den Schlüssel mit einer rotweissen Kordel in der hocherhobenen Hand. — Mit tremolierender, mächtiger Stimme begann er zu sprechen: «Werte Gemeindebürger und Gemeindebürgerinnen! Meine liebe Jugend! Unter gewaltigen Schwierigkeiten und gegen jahrelangen, unverantwortlichen Widerstand, ist dieses prachtvolle und moderne Schulhaus, dieser überwältigende Bau, der vielen Gemeinden zum Vorbild dienen dürfte, endlich zur Übergabe an unsere liebe, hoffnungsvolle Jugend bereit.» Er sprach weiter, begann sich in die Geschichte des Dorfes zu vertiefen, kam jahrhundertweise in die Gegenwart zurück, entfaltete die Probleme der Weltpolitik und ihre Einwirkungen auf die Dorschaft. Zeigte in die schattenverhangenen und in die lichtvollen Perspektiven der Zukunft. Allmählich heiser werdend, öffnete er seine Arme, als wollte er alle Anwesenden liebevoll umfangen und sprach. «Es liegt mir noch die angenehme Pflicht ob, den Dank abzustatten, vorab den Stimmbürgern, die mir mit ihrem Handmehr und mit ihren immerwährenden Ermutigungen die Macht gegeben haben, dieses Werk, das unendlich viele Jahrzehnte überdauern wird, zu schaffen. Den Dank auch, den herzlichen Dank unserem Herrn Architekten, der in künstlerischem Elan und einer überragenden beruflichen Tüchtigkeit, das Schulhaus und alle seine Probleme gemeistert hat, den Baufirmen und vor allem den Handwerkern, die ihr Bestes geleistet haben!» Am Schluss rief er aus der Schar der Kinder ein Mädchen zu sich, gab ihm den Schlüssel und sagte: «Nun nimm diesen Schlüssel und geh an die Türe, öffne weit die Flügel, damit deine Kameraden und Mitschülerinnen hineinströmen können in ihre Stätte der Bildung.»

Das Innere der Kapelle auf Bürgenstock mit seinen überauswertvollen Kunstschätzen. Im Vordergrund das neue Gitter von Bruno Leuthold.

(Foto P. Weber)

Kindergesang erschallte. Die Zuhörer öffneten eine Gasse. Durch diese schritten Ministranten mit Kerzen und Weihrauchfass. Hinter ihnen der Herr Pfarrer im Chormantel. Er stellte sich auf die Stufe vor der Tribüne und empfahl das neue Schulhaus mit schlichten Worten dem Machtschutz Gottes. Die heilige Dreifaltigkeit möge über diesem Haus wachen und auch über den Kinderseelen, die sich hier einfinden, um für das ganze spätere Leben ausgerüstet und gewappnet zu werden. Mit feierlicher Stimme sprach er den Segen aus, stieg die Treppe empor und trug den Segen in jeden Raum, begleitet von den Blikken des andächtig versammelten Volkes.

Damian hatte Mühe, solange auf dem Platz zu bleiben. Sein harter Kopf liess nicht zu, dass er sich von dem Fest entfernte bevor seine Arbeit eingeweiht war.

Er wollte die Anerkennung seiner tadellosen Arbeit persönlich aus dem Munde des Präsidenten vernehmen. Vreneli sagte bei der Heimkehr: «Onkel Plazi hat eine furchtbar lange Wurst serviert.»

Anderntags standen sechs Flaggenmasten in einer Reihe vor Damians Haus. Hoch ragten sie in die blaue Luft hinauf. Die Leute staunten, wunderten sich, lachten und stimmten zu: «Damian hat recht, dort in seinem Haus wohnt der Sieger!»

Eine Woche später wurden am Morgen die sechs Flaggen aufgezogen. Die Italienerarbeiter standen dabei, vom blitzblanken Schuh, bis zum weissen Kragen tadellos gekleidet, fein rasiert und frisiert, begrüssten sie den blumengeschmückten Wagen, der das Brautpaar brachte, mit einem hellklingenden Lied. Der Hochzeitswagen hielt vor diesem Chor an. Vreneli im weissen Kleid, das Gesicht von einem zarten Schleier umrahmt, stieg mit Christian aus, blieb vor den Sängern stehen, bis das schöne Lied verklungen war, dann dankte es ihnen in feuriger, italienischer Sprache, wünschte ihnen ein frohes Fest und bot jedem die Hand, die in einem zarten weissen Handschuh steckte. «Gracia signori, a rivederci!»

Von allen Seiten strömten die Leute in die Kirche, wollten die Braut bewundern und die Festgäste sehen, das «Ja» vor dem Brautaltar hören und kamen bei dieser Gelegenheit dazu, eine Ansprache zu vernehmen, die vielen zu Herzen ging. Der Herr Pfarrer im prunkvollen Ornat blieb vor den Knienden stehen und sprach: «Meine lieben Brautleute. Ein guter Baumeister prüft zuerst den Grund, bevor er das Fundament einsetzt, dann bemisst und berechnet er im Verhältnis zum Bau die Sicherheit. Damit weder Beben noch Sturm, nicht Wasser und Wuhrgang das Haus gefährden können. Er kann ja nicht wissen, welche Gefahren in der langen Dauer der Zukunft drohen. Erst dann richtet er die Mauern auf. Wer eine Familie, ein neues Leben aufbauen will und Baumeister ist, wird nicht versäumen so zu handeln. Das sichere Fundament für das neue Leben sind Glauben und Vertrauen! Sie kommen nicht aus Gefühlen und Gedanken, auch nicht aus dem klugen Kopf. Sie sind Gnadengeschenke vom ewigen Baumeister.» Er legte diesen Gedanken und die weiteren Vergleiche wie in einer freundschaftlichen Aussprache dar. Darum war es auch nicht verwunderlich, wenn er nach und nach den Bräutigam persönlich anredete. «Der liebe Gott hat in den Menschen ein Feuer entzündet, das Feuer der Liebe und bis zum Ende des Lebens soll es nicht minder werden oder verlöschen. Diesem Feuer hat er einen Auftrag erteilt, die Nächsten zu erwärmen. Es soll sich nicht im Zorn überhitzen und Schaden stiften. Hütet, liebe Brautleute, diese glühende Liebe, die euer Vertrauen und Glauben durchstrahlt.»

Bis zum Schluss dieser väterlichen Worte war kein Laut aus dem Kirchenschiff zu vernehmen.

Das Brautpaar stieg gemessenen Schrittes die Chorstufen hinab und ging glückselig zwischen den vielen Blicken hindurch zum weitgeöffneten Portal. Hinter ihnen rauschten die Kleider, hallten die sicheren Schritte der Männer. Inmitten der bunten und feierlichen Kleider kam Sr. Anna-Marie, lächelnd unter dem grauen Häubchen, den kleinen Felix an der Hand führend. Auch Peter mit seiner Frau war zum Fest geladen.

Auf dem weiten Platz vor der Kirche wurde das Paar wie von einem Bienenschwarm umschlossen. Kinder kamen über die Bachbrücke vom neuen Schulhaus her und sangen dem Baumeister als Dank ein frohes Lied.

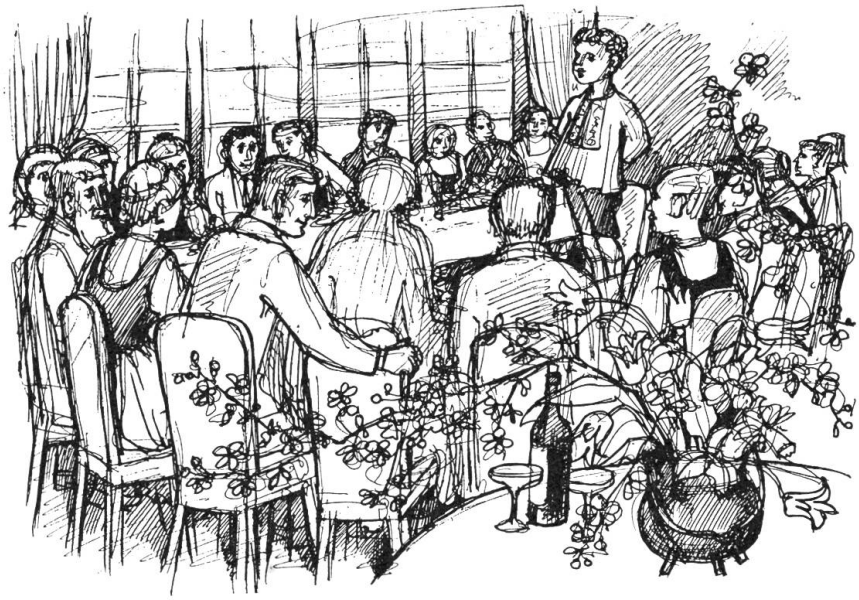
Der Sternensaal war festlich geschmückt. Die Tische standen weiss gedeckt und mit Blumen beladen in Hufeisenform die ganze Länge und Breite, denn alle Angestellten von Damians Betrieb waren zur Tafel geladen. Bevor die Gäste alle ihren Platz gefunden, stieg schon das helle Singen der südländischen Stimmen zur weitgespannten Decke empor.

Den Reigen der Darbietungen und Reden eröffnete Felix mit einem Gedicht. Er wurde dazu von Toni auf einen Stuhl gestellt und blieb in der Mitte des langen Spruches stecken. Aber er bekam trotzdem

stürmischen Applaus und einen lieben Kuss der Braut.

Wein füllte die Gläser. Prosit und Glückwünsche hallten durch den Raum. Vergnügte Gesichter neigten sich über die lekkeren Speisen. Damian kümmerte sich für diesen Tag nicht um seine Diätvorschriften, und auch den roten duftenden Wein zu trinken, fürchtete er sich nicht. Die Freude siegte über die Schmerzen. Bolzgrad stand er am Tisch und hielt seine Rede. Mit einem Feldherrenblick überschaute er die Tafel und die Häupter seiner Getreuen. Mit Ergriffenheit in der Stimme kam er darauf zu sprechen, dass seine beiden ältesten Söhne die Heimat verlassen haben und in ein fernes Land gezogen seien. «Der Fortbestand meines Unternehmens war damals in Gefahr. Der Flug in die Weite ist unserem Volk im Blut und kann nicht verwehrt werden. Christian ist mir zur Seite gestanden und hat mir auch in den Wochen der Krankheit die Bürde abgenommen. Jetzt aber haben sich zwei alte Stämme zusammengefunden um vereint in die Zukunft hinein zu bauen. Wenn ich die junge Frau an der Seite meines Sohnes anschaue, dann wird mir, und ich schäme mich nicht das zu sagen, dann wird mir warm ums Herz und ich freue mich, in den nächsten Jahren als Grossvater unter den Enkelkindern einen Bub zu sehen, der die Hand fest um den Schaufelstiel schliesst.»

Balz, der Brautvater, fand wieder auf andere Weise Zugang zu den Herzen: «Zwei Mädchen sind aus meiner Familie aufgewachsen. Die eine hat mir der liebe Gott genommen und fortgeführt und die andere der liebe Christian. Die eine will viele hundert Männer pflegen und ihnen Hilfe sein, will scharenweise Kinder um sich haben. Die andere hat sich für einen einzigen Mann entschieden und ihre Kinder werden eine Stube füllen. So wie es heute aussieht, laufen beide in ihr Glück hinein. Und so will ich weder dem lieben Gott noch dem lieben Christian gram sein. Ich will nur beiden sagen, sorget gut für meine Kinder.»



Stolz stand Felix auf dem Stuhl vor der grossen Festgemeinde.

Der Wein floss weiter in die Gläser und die Kehlen. Berge von Früchten und Süssigkeiten wurden hereingetragen. Die Reden, Glückwünsche und Zurufe wechselten mit den Klängen der Musik und mit den lüpfigen Tanzweisen.

Während dem Fest und während der Hochzeitsreise wartete das Bodenhaus mit Blumen vor den Fenstern, mit blitzblanken Scheiben, mit Stube und Kammer, mit Keller und Laube auf das glückliche Paar.

— Ende —